



Gehorsamsverweigerung – der Matrosenaufstand von Cattaro

SIMON LOIDL

Anfang Februar 1918 kam es in der Bucht von Cattaro, dem heute in Montenegro gelegenen Kotor, zu einem der größten Aufstände in der österreichisch-ungarischen Armee. Auf fast allen Schiffen des nach Pola/Pula zweitwichtigsten k.u.k.-Kriegshafens¹ setzten etwa 4.000 bis 5.000 Matrosen² ihre Offiziere fest. Sie forderten die sofortige Einleitung von Friedensverhandlungen, eine bessere Verpflegung und bessere Ausrüstung. Drei Tage nach Beginn brach der Aufstand zusammen. Der von den Seeleuten gewählte Zentrale Matrosenrat hatte auf Unterstützung von außen gewartet, doch diese traf niemals ein. Der Armee war es gelungen den Aufstand zu isolieren – unter anderem wurden Telegramme der Aufständischen an die Leitung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Wien und den ungarischen Abgeordneten Mihály Károlyi durch das Kriegshafenkommando abgefangen.³ Die Matrosen hofften auf Instruktionen und Unterstützung durch die Parteiführung. Diese erfuhr erst nach der Niederschlagung des Aufstands von diesem.

Unmittelbar auf die Niederschlagung folgte die Rache der Militärmaschinerie. In einem Standgerichtsprozess wurden Franz Rasch, Anton Grabar, Jerko Šižgorić und Mate Brničević als angebliche „Rädelsführer“ der Meuterei identifiziert und nach einem kurzen Verfahren exekutiert.

Trotz des kurzen Verlaufs des Aufstands ist dieser relativ gut dokumentiert. Im Verlauf der zahlreichen Verhöre zur Vorbereitung des Prozesses gegen die Aufständischen entstanden Berge an Akten. Denn mit der Exekution der vermeintlichen Anführer des Aufstands war das Verfahren keineswegs beendet. Hunderte Matrosen, die sich der Meuterei angeschlossen hatten, mussten sich vor dem Militärtribunal verantworten. Die habsburgische Militärbükratie produzierte tausende Seiten an Unterlagen, die aus Verhörprotokollen und Berichten

von Offizieren bestehen.⁴ Es kam schließlich zu zahlreichen Verurteilungen zu Kerkerstrafen, die von den Verurteilten allerdings nur mehr zu einem kleinen Teil bzw. gar nicht abgesessen werden mussten. Der Staat, der sie verurteilte, befand sich während des Prozesses im Sommer 1918 bereits in rascher Auflösung. Offiziell wurde der Prozess allerdings nicht eingestellt, sondern, wie es in einigen Unterlagen heißt, „auf unbestimmte Zeit vertagt“.⁵

Ursachen des Unmuts

Besagte k.u.k.-Bükratie funktionierte aber selbst während dieses Auflösungsprozesses noch ziemlich gut. Aus den Prozessakten lässt sich die Stimmung rekonstruieren, die in der österreichisch-ungarischen Armee gegen Ende des Krieges herrschte. Die Versorgungslage war auch für jene Soldaten, die nicht im täglichen Kampf standen, katastrophal. Es fehlte an allem – Nahrung, Ausrüstung, Kleidung. Eine der Ursachen für den Unmut der Matrosen war denn auch die völlig unzureichende Ausrüstung; viele Soldaten hatten nicht einmal ausreichend Kleidung.⁶ In einem Bericht an das k.u.k. Donauflotillenkommando vom Juni 1918 schildert ein in Odessa stationierter Korvettenkapitän den Zustand der Mannschaft und erwähnt dabei auch zuvor in Pola stationierte Soldaten. Der Offizier beschreibt das „verlotterte Aussehen“ der Mannschaft: „Oberst Freiherr von JORDIS hat mir erzählt, daß beim Einrücken der Truppen in Alexandrowsk die Mannschaft im allgemeinen einen deplorablen Eindruck machte, einzelne Leute mußten den Einzug im Mantel machen, aus dem einfachen Grund, weil sie keine Hosen hatten.“⁷ Insbesondere in der Marine mangelte es demnach an ordentlicher Kleidung und sonstiger Ausrüstung: „Was nun die Marinemannschaft betrifft, sind die eigenen mißlichen Adjustierungsverhältnisse, besonders mit Bezug auf Paletots genügend

bekannt, jenes der Kommandierten spottet jedoch jeder Beschreibung. Ein Großteil der Mannschaften, die gewiß nicht im guten Sinne ausgewählt wurden, ist ohne Kleidersack, ohne Dienstbuch und fast ohne Ausrüstung von Pola weg-instruiert worden.“⁸

Zu diesen Ausrüstungs- und Versorgungsmängeln kam für die oft wochenlang unterbeschäftigten Matrosen Langleweiligkeit und sinnlose Arbeiten, während sie ihre weit besser versorgten Vorgesetzten bei Festen und sonstigen Vergnügungen beobachten konnten.⁹ Die „großen Schiffe aber lagen in Wartestellung. Fleet in being – seestrategisch sicher nicht ohne Bedeutung, für den Geist der Besatzungen zermürbend.“¹⁰

Gleichzeitig kam es überall in der Monarchie zu Unmutsäußerungen; die sozialen und nationalen Bewegungen erstarkten. Im Januar 1918 war es zu einer großen Streikbewegung in Wien und anderen Städten der Monarchie gekommen.¹¹ Der Jännerstreik brachte das herrschende Regime ernsthaft in Bedrängnis. Nur durch die tatkräftigen Bemühungen der sozialdemokratischen Parteiführung konnte der Ausstand nach einigen kleinen Zugeständnissen und unter Zurückdrängung der linken Kräfte innerhalb der sozialdemokratischen Partei beendet werden.¹² Den Matrosen, die Anfang Februar den Aufstand wagten, war das endgültige Ende der Streiks noch nicht klar – der Nachrichtenfluss war schlecht in diesen Tagen, und die Matrosen hofften, durch ihre Aktion einen neuerlichen Aufschwung der Proteste auszulösen: „Die Matrosen glaubten mit ihrer revolutionären Tat den kämpfenden Arbeitern im Hinterland zu helfen, wie sich auch von ihnen Hilfe erwarteten. Sie glaubten in einer Front zu stehen, die von Wien und Budapest, von Prag und Zagreb bis zu ihren Schiffen reichte. Sie wußten nicht, daß die Front in dem Augenblick, da sie die rote Fahne hißten, am anderen Ende bereits verlassen war.“¹³ Vor allem



Friedrich Wolf (1888–1953), Autor von „Die Matrosen von Cattaro“

aber waren sich die Matrosen nicht darüber im Klaren, welche Rolle die Partei, von der sie Anweisung und Unterstützung erwarteten, bei der Beendigung des großen Streiks gespielt hatte: „Sie ahnten nicht, und sie konnten es sich nicht vorstellen, daß die Führer der Partei, die sie gelehrt hatten, den imperialistischen Krieg zu hassen, den Entscheidungskampf, der das russische Beispiel zum Vorbild hatte, nur als ‚Episode‘ ansahen. Die Matrosen von Cattaro hofften, ihre Erhebung werde das Signal zu einem österreichischen Oktober sein.“¹⁴

Die Forderungen der Matrosen

Die knapp drei Tage der Meuterei waren geprägt von Debatten der Aufständischen über die weitere Vorgangsweise. Ein Matrosenrat wurde gewählt und die von einigen Teilnehmern des Aufstands bereits vor Beginn der Aktion ausgearbeiteten Forderungen an den festgesetzten Konteradmiral Alexander Hansa übergeben. Die Liste bestand aus zwei Teilen. Neben allgemein-politischen Forderungen standen jene nach konkreten Verbesserungen des Alltags der Matrosen:

„Was wir wollen

1. Maßnahmen zur Einleitung eines sofortigen allgemeinen Friedens.
2. Vollständige politische Unabhängigkeit von anderen Mächten.
3. Frieden auf Grund des russischen demokratischen Vorschlags, ‚ohne Annexionen etc.‘
4. Vollständige Abrüstung (Demobilisie-

rung) und Aufstellung der freiwilligen Miliz.

5. Selbstbestimmungsrecht der Völker.
6. Loyale Antwort auf Wilsons Note.
7. Für Angehörige Eingerückter größere Unterstützung und genügende Versorgung mit Lebensmitteln und Bekleidung.
8. Demokratisierung der Regierung.

–

1. Infolge Unterernährung Weglassen jeder unnötigen Arbeit und Exerzitien. Für Korvees¹⁵ separate Kostzubüße.
2. Mehr Landgang und von längerer Dauer.
3. Heimaturlaub unbedingt innerhalb 6 Monate einmal in der Dauer von 21 Tagen ohne Reisetage. Für Stab gleiche Bedingungen.
4. Einführung eines menschenwürdigen, rascheren Urlaubersportes, Erhöhung des Kostgeldes bei Heimaturlauben und eventuell Ausfolgung der Kost in natura.
5. Gerechte Verteilung der Schiffskost. Für Stab und Mannschaft Einheitsküche.
6. Bessere Versorgung mit Rauchmaterialien, für Stab und Mannschaft gleich.
7. Abschaffung der Briefzensur.
8. Berücksichtigung von Spezialforderungen einzelner Schiffe und Boote.
9. Keine irgend geartete Konsequenz dieser Demonstration.

*Matrosendelegationen
sämtlicher Einheiten.* ¹⁶

Der sehr unterschiedliche Charakter der Forderungen – im ersten Teil weitreichende politische, im zweiten Teil konkrete, unmittelbar umsetzbare – sind wohl Ausdruck dessen, dass die Teilnehmer des Aufstandes diesen aus sehr verschiedenen Gründen unterstützten. Die schlechten Bedingungen ihres Dienstes waren aber wohl für die meisten Matrosen die Hauptmotivation für das Aufbegehren. Gleichzeitig machen die scheinbar widersprüchlichen Forderungen – bei Erfüllung der Hauptforderung nach Frieden wäre der überwiegende Teil der Forderungen nach Verbesserungen in Zusammenhang mit dem Kriegsdienst obsolet gewesen – aber auch den Zusammenhang zwischen den alltäglichen Problemen der Marinesoldaten und den großen politischen Fragen deutlich.

In einer Antwort an die Matrosen erklärte sich Admiral Hansa für den ersten Teil der Wünsche der Matrosen nicht zuständig. Hinsichtlich der anderen Punkte besteht die Antwort des Admirals aus Zurückweisungen der in den Forderungen implizierten Vorwürfe, Versprechungen über Verbesserungen sowie er-

neut Verweise auf die mangelnde eigene Kompetenz zur Umsetzung. Von besonderem Interesse ist natürlich die Antwort auf den letzten Punkt zur geforderten Straffreiheit. Hansa schrieb hierzu: „Jene Leute, die nur demonstrierten und entgegen den Bestimmungen des Reglements bei mir jetzt erschienen, werde ich nicht strafen, da sie ja schließlich nur Bitten vorbringen. Von der strengsten Bestrafung der Meuterer jedoch, das sind insbesondere jene, die mit Handfeuerwaffen und Geschützen geschossen haben, und der Rädelsführer kann keinesfalls Abstand genommen werden.“¹⁷

Insbesondere das Versprechen über Straffreiheit für jene, „die nur demonstrierten“, spielte für den Verlauf des Aufstands eine große Rolle. Während der drei Februartage versuchten die Aufständischen, jene Schiffe, die sich der Meuterei nicht angeschlossen hatten, zur Teilnahme zu bewegen. Noch während sich der Aufstand ausweitete, begannen unter den Aufständischen bereits Diskussionen über die versprochene Straffreiheit und angekündigte Verbesserungen; Voraussetzung für diese war freilich die Kapitulation. Einige Matrosen folgten ihren Vorgesetzten, und so holten bereits am 2. Februar einige Schiffe die rote Fahne ein und wechselten die Seiten.¹⁸

Debatten der Aufständischen

Den Entschlosseneren unter den Aufständischen war die Gefahr bewusst, die von derartigen Versprechungen ausging. Deshalb kam es von Beginn an zu heftigen Auseinandersetzungen darüber, wie mit den Offizieren umgegangen werden solle. Aus Protokollen und Zeugenaussagen lassen sich Debatten darüber rekonstruieren, ob die Offiziere entwaffnet werden sollen oder nicht. Ein Oberleutnant etwa schildert ein entsprechendes Ereignis in der U-Bootstation in Gjenović. Eine „20–30 Mann starke bewaffnete Patrouille“, geschickt vom „Matrosenkomitee vom ‚Georg‘“ sei am Samstag [2. Februar; Anm. S.L.] zum U-Bootstationskommando geschickt worden mit dem Auftrag, die Offiziere zu entwaffnen und einzusperren. Die Anführer der Patrouille „führten jedoch diesen Auftrag nicht aus, begnügten sich vielmehr mit der Erklärung der Offiziere, gegen die Mannschaft nichts unternehmen zu wollen. Ein Teil der draußen vor der Baracke wartenden Meuterer war jedoch damit nicht einverstanden und forderte die Entwaffnung.“¹⁹ Darauf kam es zu „einem heftigen Wortwechsel“. Die Patrouille verließ die Station,

nachdem die Mannschaft versichert hatte, für die Bewachung der Offiziere zu sorgen, was offenbar hier – wie anderen Schilderungen zu Folge teilweise auch auf den Schiffen – nur halbherzig durchgeführt wurde: „Die Posten hielten pro forma Dienst, ohne jedoch die Offiziere in ihrer Bewegungsfreiheit irgendwie zu hindern.“²⁰

Mangelnde Klarheit darüber, was mit dem Aufstand erreicht werden sollte bzw. wie vorgegangen werden musste, führte in Kombination mit einem teilweise fast kameradschaftlichen Verhältnis zwischen einfachen Soldaten und Vorgesetzten in den oft nur mit wenigen Dutzend Soldaten bemannten Schiffen, sowie mit der Hoffnung auf Straffreiheit zu dem halbherzigen Agieren vieler Aufständischer.

Das individuelle Verhalten Einzelner spielte auch während des Prozesses eine zentrale Rolle – dabei ging es den Anklägern nicht zuletzt darum, „Rädelsführer“ ausfindig zu machen. Deshalb existieren auch Berichte über entschlosseneres Vorgehen von Einzelnen, deren Namen in der Regel nicht Eingang in die Literatur gefunden haben, obwohl sie durch ihre Handlungen energisch und ohne Rücksicht auf die Versprechungen ihrer Vorgesetzten versuchten, den Aufstand weiterzutreiben. In allen Darstellungen geraten durch die Konzentration auf die Aktivitäten des Zentrums des Aufstands um Franz Rasch Handlungen in anderen Bereichen in den Hintergrund. Immerhin beteiligten sich aber mehrere tausend Matrosen an der Aktion, in allen aufständischen Untereinheiten gab es rege Debatten über die Teilnahme und dementsprechend Personen, die sich in die eine oder andere Richtung stark exponierten. Als Beispiel sei der Matrose Josef Zanchi angeführt, der maßgeblich für Beteiligung der Mannschaft in der U-Bootstation Gjenović am Aufstand verantwortlich war. In dem Bericht des bereits zitierten Oberleutnant wird Zanchi als „Haupträdelsführer auf der Ubootstation“ bezeichnet, der insbesondere „regen Anteil an der Entwaffnung u. Verhaftung der Offiziere und an der ganzen Meuterei“ hatte. Als die vom Matrosenkomitee entsandte Patrouille aufgrund der Versicherung der Offiziere, nichts gegen die Mannschaft zu unternehmen, diese nicht entwaffnen wollte, setzte sich Zanchi dieser Darstellung nach vehement dafür ein, die Offiziere vollständig zu entwaffnen und unter Bewachung einzusperren: „Die Entwaffnung und Internierung der Offiziere der



Szenenfoto der Aufführung von Friedrich Wolfs „Die Matrosen von Cattaro“ im Wiener Volkstheater im Februar 1983.

Ubootstation ist wohl in erster Linie dem Beschuld. auf's Kerbholz zu schreiben.“²¹ Außerdem sei Zanchi „derjenige gewesen, der Posten vor der Offiziersbaracke aufstellte, damit die Offiziere nicht hinausgehen.“²²

Allerdings gibt der Berichtende zu bedenken, dass „der Vorfall mit der Entwaffnung und Internierung der Offiziere im Vorverfahren nicht bis in Detail aufgeklärt werden konnte, da es keinen Augenzeugen gibt, der den ganzen Vorfall genau gesehen hätte. Auf der Ubootstation war ein derartiges Durcheinander, dass einzelne Zeugen nur Bruchstücke des ganzen wiedergeben können. Die ganze Sache wird erst die Hauptverhandlung völlig aufklären können. – Dies steht aber fest, dass bei Zanchi der spiritus agens gewesen ist.“²³

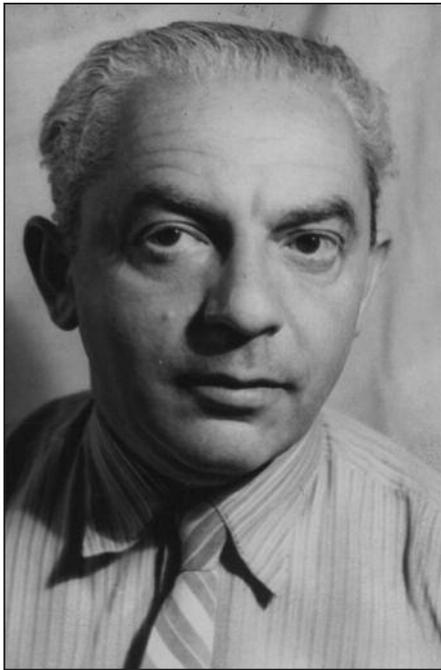
Der Zeuge wirft dem Matrosen zudem vor, die Versuche der Offiziere, mittels Versprechungen und Appellen an die Kameradschaft die Aufständischen auf ihre Seite zu ziehen, hintertrieben zu haben: „Er begann schon am Freitag Abends [1. Februar, somit wenige Stunden nach Beginn des Aufstands; Anm. S.L.] die Mannschaft gegen die Offiziere zu hetzen.“ So soll er etwa „als die Offiziersdiener das Nachtmahl der Herren auf ‚Pannonia‘ trugen geäußert haben, man solle ihnen die Teller und Schüsseln abnehmen.“²⁴

Aufschlussreiche Quellen sind auch die Gedächtnisprotokolle von Offizieren, in denen diese den Verlauf des Aufstands schilderten. Da berichten etwa

hohe Militärs davon, wie es unmittelbar nach Beginn des Aufstands bzw. bereits zuvor²⁵ zu zahlreichen individuellen Unmutsäußerungen durch die Matrosen gekommen sei. Matrosen auf Landgang spuckten vor Höherrangigen aus, verweigerten Ehrbezeugungen etc. Natürlich müssen derartige Berichte von Offizieren, die immerhin in Zusammenhang mit den Prozessen entstanden sind, mit Vorsicht gelesen werden. Doch der Eindruck, der auch durch Zeitzeugenberichte aus späteren Jahren sowie durch die Verhörprotokolle entsteht, ist, dass viele Matrosen sich durch den Beginn des Aufstands ermutigt fühlten, lange aufgestauten Frust endlich abzulassen.

Ende des Aufstands

Am dritten Tag des Aufstands und nach Verstreichen eines Ultimatums des Kriegshafenkommandos kam es auf dem Flaggschiff „Sankt Georg“ zu einer Abstimmung über Abbruch oder Weiterführen des Aufstands. Zu diesem Zeitpunkt war die Moral der Matrosen bereits an einem Tiefpunkt angelangt. Die aufgrund der Isolierung ausbleibende Unterstützung von außen hatte zu hektischen Diskussionen im Matrosenrat geführt. Während einige für weiteres Zuwarten plädierten, wollten andere aus der Bucht hinausfahren, um der Bedrohung durch die Landbatterien zu entgehen und um nicht im Hafen eingeschlossen zu werden. Der Ausbruch passierte nicht, die Untätigkeit ließ mehr und mehr unentschlossene Matrosen an einem Erfolg



Bruno Frei (1897–1988), Autor von „Die Matrosen von Cattaro“ (1927 bzw. 1963)

des Aufstands zweifeln, auf den meisten Schiffen hatten die Offiziere bereits wieder das Kommando übernommen. Die revolutionären Matrosen hatten zu früh die Anfangsinitiative verloren: „Hätten die Matrosen versucht, den eisernen Ring, der um sie gelegt war, zu durchbrechen, die Landtruppen auf ihre Seite zu bringen, die Zivilbevölkerung zum offenen Aufstand zu bewegen, wäre der Matrosenrat aus seiner selbstgewählten Igelstellung ausgebrochen, aus der Defensive in die Offensive übergegangen – die Ereignisse hätten einen anderen Verlauf genommen.“²⁶ All dies war aber nicht passiert, und so endete die Abstimmung auf der „Sankt Georg“ mit der endgültigen Niederlage für die revolutionären Matrosen.²⁷ Die Versprechen des Admirals und der Offiziere waren sofort vergessen, die „Rädelsführer“ sowie knapp vierhundert weitere Matrosen wurden festgenommen und die Verfahren begannen.

Rezeption des Matrosenaufstands

Obwohl der Aufstand der Matrosen einen tragischen Verlauf nahm und sein Ziel verfehlte, spielte er in späterer Zeit immer wieder eine Rolle in der politischen Debatte. Aufgrund der Rolle der sozialdemokratischen Parteiführung – die auch nachdem sie spätestens ab Mitte Februar 1918 von der Meuterei und den Exekutionen wusste, dies aber aus Staatsräson nicht öffentlich machte²⁸ – wurden die besiegten revolutionären Matrosen von Cattaro für die Linke in- und

außerhalb der österreichischen Sozialdemokratie zu einem Symbol für den Verrat der SDAP-Führung. Franz Rasch wurde zu einer Symbolfigur des aufrechten und selbstlosen Kämpfers, dessen Ermordung aus dieser Perspektive letztlich nicht nur das Standgericht, sondern auch die sozialdemokratische Führung zu verantworten hatte.

Zudem eignete sich das Kapitel des Matrosenaufstands, um die für die Endphase der Monarchie so zentrale Verzahnung von nationalem und sozialem Aufbegehren zu diskutieren. Diese Frage spielte für die gesamte österreichisch-ungarische Armee eine ganz zentrale Rolle – immerhin spiegelten sich in der militärischen Armee die sozialen und nationalen Spaltungen innerhalb der Monarchie besonders gut. In der Marine waren allerdings auf allen Ebenen Vertreter slawischer Nationen in relativ hohem Ausmaß zu finden: „Im Marineoffizierskorps war auf der sozialen Ebene der Anteil des Adels, auf der nationalen Ebene zusätzlich der Anteil der Südslawen als relativ stark anzusetzen.“²⁹ Auch in der Mannschaft waren „Südslawen und Italiener [...] stark überrepräsentiert“.³⁰ Plaschka spricht von „34% Kroaten, Serben und Slowenen“, wobei hinsichtlich der „sozialen Struktur [...] der Anteil von dalmatinischen und istrischen Küstenbewohnern, vorwiegend Fischern, und Facharbeitern aus dem Hinterland, vor allem Maschinenfacharbeitern, überdurchschnittlich“ gewesen sei.³¹ Angesichts dieser Zusammensetzung ist die relativ starke Verbreitung von Ideen der nationalen Bewegungen der Monarchie in der Marine und die Rolle, welche diese auch für die Aufständischen spielten, nicht weiter verwunderlich. Durch „Deutsche und Tschechen“, die im „Maschinen- und Elektropersonal relativ stark vertreten“ waren,³² hatten zudem „auch Gesinnungsimpulse der sozialdemokratischen Parteien aus dem Inneren der Monarchie Zugang in die Einheiten gefunden.“³³ Diese beiden für die gesamte Monarchie zentralen Komplexe der ungelösten Nationalitätenfrage und der mit dem Verlauf des Krieges immer drängenderen sozialen Frage, liefen bei den Marinesoldaten zusammen: „Soziale und nationale Fragen bewegten und bohrten. Wo war das Schwergewicht? Die Mangelerscheinungen in den lebensnächsten Bereichen gaben dem Unwillen und der Bereitschaft zum Aufbegehren die primär soziale Prägung.“³⁴

Von der Zwischenkriegszeit bis in die 1980er Jahre entstanden mehrere litera-

rische Bearbeitungen des Stoffes. Als wichtigste wären zu nennen das Theaterstück „Die Matrosen von Cattaro“ von Friedrich Wolf (1930), die Erzählung „Begegnung im Morgengrauen“ aus dem Band „Vom Baume der Freiheit“ der kommunistischen Schriftstellerin und Journalistin Eva Priester (1955), das umfangreiche Werk „Cattaro. Roman aus den letzten Tagen der k. und k. Kriegsmarine“ von Franz Xaver Fleischhacker (1957) sowie ein Kapitel in Alfredo Bauers Roman „Die Vorgänger“, geschrieben in den 1980er Jahren auf Spanisch und erst kürzlich (2012) auf Deutsch erschienen.

Trotz unterschiedlicher Schwerpunkte, die die AutorInnen in ihren jeweiligen Auseinandersetzungen mit dem Aufstand setzen, sind sie sich in ihrer grundsätzlichen Einschätzung des Aufstands einig. Die Hauptursache für die Niederlage der Matrosen von Cattaro war demnach, dass ihre Erhebung isoliert blieb. Wären die Nachrichten der Aufständischen nach außen gedrungen, darüber sind sich die AutorInnen einig, dann hätte Cattaro zu einem auslösenden Moment für eine breite revolutionäre Bewegung werden können.

Das bedingungslose Vertrauen in die SDAP-Führung hatte zur Folge, dass die Matrosen während der Tage des Aufstands vor allem auf Nachricht und Unterstützung von außen warteten. In den literarischen Bearbeitungen des historischen Stoffes wie auch in den Interpretationen in Dokumenten und Veröffentlichungen der Kommunistischen Partei Österreichs wird daran die politische Unreife der Aufständischen demonstriert. Die abwiegelnde Reaktion der SDAP-Führung auf die Nachrichten über die standrechtlichen Erschießungen von meuternden Matrosen wiederum präsentieren die AutorInnen als symptomatisch für die Rolle der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei während des Ersten Weltkrieges.

Es ist müßig zu erwähnen, dass der Matrosenaufstand von Cattaro im offiziellen Geschichtsbewusstsein in Österreich keine Rolle spielt. In Schulbüchern sucht man die Episode vergeblich. Und wie zehntausende andere Opfer der habsburgischen Militärmaschinerie sind auch die vier in Cattaro exekutierten Matrosen im kollektiven Gedächtnis der Österreicherinnen und Österreicher nicht vorhanden.

Dieser Text erschien zuerst in dem von „Helle Panke“ e.V. – Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin herausgegebenen Band

„Erster Weltkrieg – ‚Urkatastrophe‘ und Widerstand. Materialien einer Konferenz.“ Berlin 2014 (Reihe „Pankower Vorträge“, Heft 189).

Quellen:

Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Militärgerichtsakten (ÖStA, KA, MGA) Cattaro Prozess, Kumbor, Gjenovic, U-Station, Fasz. 2. ÖStA, KA, Präsidialkanzlei (PK) 1918 XV 4/61–4/90 Kt 988.
Der Prozeß in Cattaro, in: *Arbeiter-Zeitung*, 19.10.1918.

Literatur:

Alfredo Bauer: Die Vorgänger. Romanzyklus. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2012 (Antifaschistische Literatur und Exilliteratur, Bd. 22).
Julius Braunthal: Auf der Suche nach dem Millennium. Wien u.a.: Europa-Verlag 1964.
Franz Xaver Fleischhacker: Cattaro. Roman aus den letzten Tagen der k. und k. Kriegsmarine. Wien: Globus-Verlag 1957.
Bruno Frei: Die roten Matrosen von Cattaro. Eine Episode aus dem Revolutionsjahr 1918. Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung 1927.
Bruno Frei: Die Matrosen von Cattaro: Neue Forschungen, in: *Weg und Ziel*, Nr. 6, Juni 1962, S. 447–452.
Bruno Frei: Die Matrosen von Cattaro. Eine Episode aus dem Revolutionsjahr 1918. Wien: Globus-Verlag 1963.
Hans Hautmann: Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924. Wien, Zürich: Europa-Verlag 1987.

Historische Kommission beim Zentralkomitee der KPÖ (Hg.): Die Kommunistische Partei Österreichs. Beiträge zu ihrer Geschichte und Politik. Wien: Globus-Verlag 1989².

Richard Georg Plaschka: Cattaro – Prag. Revolte und Revolution. Kriegsmarine und Heer Österreich-Ungarns im Feuer der Aufstandsbewegungen vom 1. Februar und 28. Oktober 1918. Graz, Köln: Böhlau 1963.

Richard Georg Plaschka/Horst Haselsteiner/Arnold Suppan: Innere Front. Militärassistenten, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918. Bd. 1: Zwischen Streik und Meuterei; Bd. 2: Umsturz. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1974.

Richard Georg Plaschka: Avantgarde des Widerstands. Modellfälle militärischer Aufklärung im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1 und 2. Wien, Köln, Graz: Böhlau-Verlag 2000.

Eva Priester: Begegnung im Morgengrauen, in: Vom Baume der Freiheit. Sechs historische Erzählungen. Wien: Globus-Verlag 1955.

Hans Hugo Sokol: Österreich-Ungarns Seekrieg 1914–18. Graz: Akademische Druck- und Verlags-Anstalt 1967 (Unveränderter Nachdruck der in Wien erschienenen Ausgabe von 1933).

Friedrich Wolf: Die Matrosen von Cattaro. Stücktext/Dokumente zur Wirkungsgeschichte, hg. von Klaus Hammer. Leipzig: Reclam 1988.

Anmerkungen:

1/ Richard Georg Plaschka: Avantgarde des Widerstands. Modellfälle militärischer Aufklärung im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1. Wien, Köln, Graz 2000. S. 248; Richard Georg Plaschka/Horst Haselsteiner/Arnold Suppan: Innere Front. Militärassistenten, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918. Bd.1: Zwischen Streik und Meuterei. Wien 1974. S. 108.
2/ Plaschka, Avantgarde, S. 246.

3/ Vgl. Bruno Frei: Die Matrosen von Cattaro. Eine Episode aus dem Revolutionsjahr 1918. Wien 1963. S. 108–110.

4/ Das umfangreiche Archivmaterial ermöglicht HistorikerInnen heute recht gute Einblicke in den Verlauf des Matrosenaufstands. Insbesondere der Historiker Richard Georg Plaschka hat in mehreren seit den 1960er Jahren erschienen Büchern und Aufsätzen die drei Tage des Aufstands minutiös rekonstruiert. Vgl. neben den bereits genannten Werken: Richard G. Plaschka: Cattaro – Prag. Revolte und Revolution. Kriegsmarine und Heer Österreich-Ungarns vom 1. Februar und 28. Oktober 1918. Graz, Köln 1963.

5/ Vgl. Frei, Matrosen, S. 105f.

6/ Plaschka, Avantgarde, S. 250.

7/ ÖStA, KA, PK 1918 XV 4/61–4/90 Kt. 988.

8/ Ebd.

9/ Plaschka, Cattaro – Prag, S. 19–26.

10/ Plaschka, Avantgarde, S. 248f.

11/ Zum Jännerstreik vgl. etwa Hans Hautmann: Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924. Wien, Zürich 1987, S. 153–176.



Franz X. Fleischhackers Roman „Cattaro“ (1957), Umschlagillustration von Heinrich Sussmann.

12/ Zur Rolle der SDAP-Führung beim Abbruch des Jännerstreiks vgl. ebd., S. 174–176.

13/ Frei, Matrosen, S. 21.

14/ Ebd., S. 21.

15/ „Korvees“ wurde die Heranziehung der Matrosen für Arbeiten an Land genannt. Diese waren bei den Matrosen besonders unbeliebt, weil sie nicht in ihren eigentlichen Aufgabebereich fielen, mit großer körperlicher Anstrengung verbunden waren und manchmal in Zusammenhang mit Verbesserungen des Lebens der Vorgesetzten standen; so wurden unter anderem auch Sportstätten für die Offiziere errichtet.

16/ Zit. nach Plaschka, Cattaro – Prag, S. 59; siehe auch Frei, Matrosen, S. 135.

17/ Zit. nach Plaschka, Cattaro – Prag, S. 61.

18/ Frei, Matrosen, S. 68–70.

19/ÖStA, KA, MGA, Cattaro Prozess, Kumbor, Gjenovic, U-Station, Fasz. 2, Bl. 658.

20/ Ebd., Bl. 658f.

21/ Ebd., Bl. 667.

22/ Ebd., Bl. 668.

23/ Ebd., Bl. 668f.

24/ Ebd., Bl. 667.

25/ Plaschka, Cattaro – Prag, S. 17–19.

26/ Frei, Matrosen, S. 70f.

27/ Plaschka, Cattaro – Prag, S. 178–180.

28/ Vgl. Julius Braunthal: Auf der Suche nach dem Millennium. Wien u.a. 1964, S. 203; siehe auch Frei, Matrosen, S. 111–114.

29/ Plaschka, Avantgarde, S. 246.

30/ Ebd., S. 246.

31/ Ebd., S. 246.

32/ Ebd., S. 246.

33/ Ebd., S. 247.

34/ Ebd., S. 249.

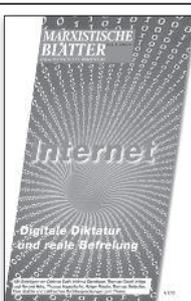
Internet

Digitale Diktatur und reale Befreiung

Das Internet zwischen Fortschrittspotentialen und Destruktivkraft Th. Hagenhofer ★ **Zeitgewinn und Produktion. Wie man radikale ökonomische Demokratie rechnet** D. Dath ★ **Alternativen aus dem Rechner** H. Dunkhase ★ **Kybernetik, Internet und neue soziale Medien als Grundlage für einen partizipativen Sozialismus** Th. Gebel ★ **Krieg der Daten gegen die Kommunikation** F. Stalder ★ **Die Veränderung der Arbeitswelt durch die Digitalisierung** H. Meuler ★ **Werden wir der Verantwortung für den Einsatz moderner Technologien gerecht?** H. Hörz ★ **Denken einer neuen Kultur** Th. Metscher

Weitere Themen u. a.:

U. Gellermann, U-Boote der Staatsräson | U. Avnery, Begegnung im Tunnel | J. Grässlin, Gewehre – Massenvernichtungswaffen des 20. und 21. Jahrhunderts | A. Rieger, Gewerkschaften auf dem Kriegspfad? | J. Lloyd, Geschichte von Klassenkämpfen – verhandelt im Bundestag im Juli 2014 | G. Pohl, Argentinens Schulden | J. Abourezk, Israels Rückkehr zu alten Kolonialtaktiken | L. Elm, Deutsche Professoren im Kriegseinsatz | Ph. Becher, Die reaktionäre Subversion. Faschismusdeutung der italienischen Kommunisten | G. Fülberth, Die vier Leben des Emil Carlebach



Einzelpreis 9,50 €
Jahresabo 48,00 €
ermäßigtes Abo 32,00 €

**Neue
Impulse
Verlag**

Hoffnungstraße 18
45127 Essen
Tel.: 0201-23 67 57

www.marxistische-blaetter.de

Die Abwicklung der DDR, Österreich und der Fall Manfred Buhr

Die Geschichte der verhinderten Gastprofessur für Manfred Buhr an der Universität Innsbruck im Studienjahr 1991/92

MARTIN KRENN

Der Rezeption der DDR in politischer Hinsicht entsprach die Klassifizierung ihres Wissenschafts- und Forschungssektors durch die bundesdeutsche „Siegermacht“ mit Sitz in Bonn: „Diktatur“ und „Wissenschaftswüste Ost“ schienen zu einander ergänzenden Begrifflichkeiten zu mutieren, die der Inbesitznahme des Ostens durch den Westen – Fritz Vilmar, ehemals Mitglied der Grundwertekommission der SPD, spricht etwa von der „strukturellen Kolonialisierung der DDR“¹ – die möglichst umfassende Abwicklung der DDR-eigenen Institutionen und ihres Personals in logischer Entsprechung gegenüber stellten. Werner Röhrs großangelegtes Werk zur Abwicklung der historischen Institute an den ostdeutschen Universitäten und Wissenschaftseinrichtungen² gibt von diesem Prozess beredtes wie faktenreiches Zeugnis und deckt sich mit der vom Verfasser vorgelegten Einzelstudie zur Geschichte des Instituts für Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin nach dem 3. Oktober 1990.³ Die DDR-Wissenschaftler, insbesondere im Bereich der Geisteswissenschaften, galten fortan als hochideologisierte Vertreter eines rein parteipolitisch ausgerichteten Wissenschaftsparadigmas, das, so der mehr oder weniger einstimmige Kanon der bald nach dem Vollzug der „deutschen Einheit“ eingesetzten Evaluierer vom Wissenschaftsrat,⁴ in methodischer wie empirischer Hinsicht mit „moderner“ Wissenschaftlichkeit nicht vereinbar wäre. Auf Einzelfallüberprüfungen hinsichtlich der je vorhandenen Kompetenz, Leistung oder politischen „Belastung“ konnte vor diesem allgemeinen Hintergrund sodann generös verzichtet werden.

Man mag in diesem heute vielfach kritisierten Prozess der gerne als „Wiedervereinigung“ apostrophierten und inszenierten Inkorporierung der DDR in die politische und wirtschaftliche Ordnung der BRD das typische Muster einer einseitig verlaufenden Staatensukzession erkennen. Noch weitgehend unerforscht ist die Rolle der – mangels Brüsseler Diktat noch im Vollbesitz ihrer staatlichen Souveränität stehenden – Repu-

blik Österreich in diesen Jahren, was nicht zuletzt dem Umstand geschuldet ist, dass die einschlägigen archivischen Materialien bis dato der gesetzlichen Sperrfrist unterliegen. Auch die Frage der spezifischen Haltung der österreichischen Hochschulen oder einzelner österreichischer Universitäten zur „deutschen Frage“ 1989/90 und zum (neuen?) Umgang mit den nun wiedervereinigten ostdeutschen Hochschulen verharret weitgehend ungeklärt, wie überhaupt eine ostdeutsch-österreichische bzw. deutsch-österreichisch-deutsche Wissenschaftsgeschichte bislang ein Desiderat geblieben ist, angesichts der „Brückenfunktion“ Österreichs bei der Herstellung von Wissenschaftsbeziehungen zwischen West- und Ostblock jedoch ein lohnendes historiographisches Unterfangen wäre.⁵

Innsbrucker Initiativen

Vor diesem allgemeinen Hintergrund lassen sich kaum mehr als schlaglichtartige Einblicke in die Rezeption der Abwicklung des ostdeutschen Wissenschafts- und Hochschulsektors durch österreichische Universitäten gewinnen. Einzelne historische Institute etwa nahmen kritisch Stellung zu den Vorgängen im nördlichen Nachbarland (so etwa das Institut für Geschichte der Universität Wien), wobei die Initiative oftmals von einzelnen Personen ausging. Auch personelle Solidaritätsbekundungen und -handlungen sind bezeugt, etwa an der Universität Wien, wo sich Michael Weinzierl (1950–2002) und Alfred Kohler erfolgreich um eine Gastprofessur für Klaus Vetter bemühten, der in einem unrühmlichen, auf zweifelhaften Indizien beruhenden Verfahren von seiner Stammuniversität, der Humboldt-Universität zu Berlin, gerade entlassen worden war.⁶

Bereits unmittelbar nach der „Wende“ ist auch auf der Universität Innsbruck der – im Vergleich zu Wien letztlich erfolglose – Versuch bezeugt, durch „gelebte Solidarität“ (Eduard Rabofsky)⁷ DDR-Forschern im neutralen Österreich eine institutionelle Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu ermöglichen. So bemühte sich in Innsbruck noch kurz

vor der staatsrechtlich fixierten „Wiedervereinigung“ im Oktober 1990 eine Gruppe fortschrittlicher Wissenschaftler um die beiden Historiker Gerhard Oberkofler und Helmut Reinalter, den langjährigen Leiter des Zentralinstituts für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der DDR, Manfred Buhr (1927–2008), als Gastprofessor für das Wintersemester 1991/92 an die Leopold-Franzens-Universität Innsbruck zu gewinnen.

Es ist nun nicht der Zweck des vorliegenden Aufsatzes, eine endgültige Beurteilung des philosophischen Werkes und wissenschaftspolitischen Wirkens von Manfred Buhr darzubieten (zu verweisen sei hier lediglich auf einen nach wie vor lesenswerten *Zeit*-Artikel vom 11. September 1992⁸), sondern die Vorgänge um die gescheiterte „Berufung“ Buhrs nach Innsbruck im historischen Rückblick darzustellen. Zweifellos handelte es sich bei Buhr um einen der exponiertesten Geisteswissenschaftler der DDR, wobei seine wissenschaftsorganisatorischen Verdienste, etwa im Zusammenhang mit den großen deutsch-deutschen Akademie-Ausgaben von Fichte und Schelling (herausgegeben von der Münchener Akademie), und seine Bemühungen um die Herstellung und Aufrechterhaltung eines funktionierenden Austausches von west-/ostdeutschen bzw. west-/osteuropäischen Philosophen auch in der Bonner Bundesrepublik breite Anerkennung fanden.⁹ Nicht zuletzt diese breite internationale Vernetzung war es auch, die Oberkofler und Reinalter im Rahmen ihres gemeinsamen Antrags vom 25. September 1990 ins Treffen führten, mit dem sie die Gastprofessur Buhr beim Vorstand des Instituts für Geschichte der Universität Innsbruck (Josef Riedmann) offiziell erreichten.¹⁰ Die Umstände schienen jedenfalls günstig: Aufgrund eines internen, gewohnheitsrechtlich gehandhabten Turnus' am Institut hinsichtlich der Besetzung von Gastprofessuren sahen sich Oberkofler und Reinalter in die Lage versetzt, einen derartigen Vorschlag gewissermaßen ex officio zu unterbreiten.¹¹

Thematisch sollte die Gastprofessur auf ein wissenschaftshistorisches-philosophisches

sophiegeschichtliches Thema lauten, das zweifelsohne zu den Kernforschungsbereichen Buhrs gehörte: „Französische Revolution und das Denken des Deutschen Idealismus“. Argumentativ untermauerten Oberkofler und Reinalter ihren Vorschlag zudem damit, dass es sich bei Buhr nicht nur um einen „weltweit hochgeschätzten Wissenschaftshistoriker und humanistischen Philosophen“ handeln würde. Seine Gewinnung als Gastprofessor mit einer Lehrverpflichtung von 6 Semesterwochenstunden (Seminar und Vorlesung) würde zudem „das Lehrangebot des Instituts für Geschichte qualitativ erkennbar erweitern“. ¹² Noch vor der entscheidenden Institutskonferenz vom 17. Oktober 1990, wo über den Antrag formell abgestimmt werden sollte, hatte sich das Institut in Person von Institutsvorstands-Stellvertreter Johann Rainer (Ordinarius für Österreichische Geschichte) und dem Vorsitzenden der Studienkommission Geschichte, Franz Mathis (Wirtschafts- und Sozialgeschichte), gegenüber dem Dekanat der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck unter Leitung von Elmar Kornexl (Sportwissenschaften) für Buhr stark gemacht und den Antrag Oberkofler/Reinalters „im Sinne einer Erweiterung des Lehrangebots unterstützt und wärmstens befürwortet“. ¹³

In der angesprochenen Institutskonferenz vom 17. Oktober 1990 fand nun der Antrag einhellige Zustimmung, ¹⁴ wobei in der offiziellen Begründung nun zusätzlich angegeben wurde, dass sich durch Buhrs Engagement in Innsbruck das Lehrangebot um internationale Komponenten verdichten ließe und zudem Oberkofler und Reinalter „durch die persönliche Konfrontation und Kooperation mit Buhr für ihre eigenen Forschungsschwerpunkte eine erhebliche Innovation“ erwarten dürften. ¹⁵ Dies erschien nicht nur im Falle Oberkoflers, sondern auch Reinalters als durchaus einsichtig, hatte Letzterer doch eine Professur für Neuere Geschichte und Politische Philosophie inne und sich mit einschlägigen Publikationen zur Aufklärungs- und Ideengeschichte Europas hervorgetan.

Nach dem solcherart erfolgten Placet erging am 22. Oktober 1990 die Verständigung des Instituts für Geschichte der Universität Innsbruck durch Johann Rainer an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien über die Beantragung der Gastprofessur für Buhr für das Wintersemester 1991/92. ¹⁶ Das Formblatt trug hiebei auch die Sichtver-

merke vom Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät sowie vom Rektor der Universität Innsbruck. Mit Datum 30. Oktober 1990 wandte sich Kornexl schließlich auch dekanatsoffiziell an das zuständige Wiener Ministerium und legte das Ansuchen der Gastprofessur für Buhr „mit der Bitte um positive Erledigung“ vor. ¹⁷ Der formell noch fehlende Fakultätsbeschluss, so Kornexl, werde nachgereicht. Um nämlich dem inneruniversitären Selbstverwaltungsprozedere Genüge zu tun und den Vorgang der Bestellung Buhrs zum Gastprofessur abschließen zu können, war noch die finale Zustimmung seitens der Fakultät erforderlich, weshalb der Punkt unter Top 15 auf die Tagesordnung der Fakultätssitzung vom 18. Jänner 1991 aufgenommen wurde. ¹⁸ Für Oberkofler und Reinalter, den maßgeblichen Proponenten, handelte es sich hierbei allerdings nur noch um eine reine Formalität des „Abnicken“ eines von einer autonomen universitären Subeinheit (eben dem Institut für Geschichte) erarbeiteten Vorschlags. ¹⁹ Gerade dies sollte es jedoch im Fall Buhr nicht werden.

Widerstand und Gegenoffensiven

Nach entsprechender Vorbereitung artikulierte Wolfgang Röd (1926–2014), Ordinarius am Philosophischen Institut der Universität Innsbruck und, ebenso wie etwa Hans Heinz Holz, Vertreter eines problemgeschichtlichen Zugangs in der Philosophie der Neuzeit, ²⁰ in der der Fakultätssitzung vorangehenden Sitzung der Professorenkurie vom 16. Jänner 1991 seine Vorbehalte gegenüber dem Vorschlag des Instituts für Geschichte. Röd argumentierte dabei in zweierlei Richtung: Einerseits stellte er grundsätzlich infrage, wieso das Institut für Geschichte den Philosophen Buhr – ohne Rücksprache mit dem Innsbrucker Fachinstitut – zum Gastprofessor ernennen wollte. ²¹ Auf der anderen Seite zielte er frontal auf die politische Einstellung Buhrs: In dessen Publikationen würde mehrfach und an exponierter Stelle das Wort „Klassenkampf“ vorkommen. ²²

Die von Röd ausgehende Gegenoffensive zeitigte rasch Erfolg. So gelang es ihm, einzelne Mitglieder des Instituts für Geschichte für seine Vorbehalte gegenüber Buhr zu gewinnen. Auf der Fakultätssitzung vom 18. Jänner 1991 schwenkte nun auch Riedmann auf die Position Röds ein. ²³ Inhaltlich wurde von Röd und Riedmann damit argumentiert, dass die Verleihung einer Gastprofessur an das ehemalige SED-Mitglied und den



Manfred Buhr (links) und Eduard Rabofsky im Februar 1987

nach wie vor überzeugten Marxisten Buhr der Reputation der Universität Innsbruck abträglich sein würde. Namens der Antragsteller replizierte Oberkofler darauf, dass seiner Ansicht nach die Person Manfred Buhr nur als willkommener Anlassfall genommen wurde, um das „Scheitern der DDR zur Liquidierung jedes Denkens und Handelns“ zu benutzen, das „auf eine materialistische Sicht der Weltzustände und Weltgeschichte hin orientiert“. Es könne nun aber die in der österreichischen Bundesverfassung garantierte Lehr- und Forschungsfreiheit der Wissenschaft „nicht nach dem Belieben Einzelner suspendiert werden. Die diesbezüglichen Bestimmungen der österreichischen Verfassung sind ungeteilt und dieser zufolge darf eine kommunistische Gesinnung nicht im Ansatz zur Diskriminierung Anlaß geben.“ ²⁴ Als geradezu verleumderisch betrachtete Oberkofler zudem das verdicktbeladene Kalkül, aus einer SED-Mitgliedschaft den Automatismus von nutznießerischer persönlicher Vorteilsannahme sowie verbrecherischer Grundgesinnung zu deduzieren.

Nach längerer Diskussion beschloss die Fakultät jedenfalls mit Stimmenmehrheit, den Antrag an das Institut für Geschichte zurück zu verweisen, wo er, so die Fakultät, einer neuerlichen Diskussion zugeführt werden sollte. Bereits am 24. Jänner 1991 tagte die Institutskonferenz, wo nach neuerlicher Diskussion jedoch eine Art „Beharrungsbeschluss“ per Mehrheitsvotum gefällt

wurde: Die Einladung an Manfred Buhr für eine Gastprofessur sollte weiterhin aufrechterhalten werden.²⁵

Abseits des offiziellen Prozessgangs auf der Universität wurde Buhr die Entwicklung durch Oberkofler im persönlichen Verkehr umgehend zur Kenntnis gebracht. Buhr zeigte sich ernüchert („Daß die Sache so ausgeht, hätte ich nicht gedacht“²⁶), sah den Vorgang aber gleichzeitig in einem größeren Zusammenhang. In drastischen Worten, denen eine gewisse Empörung über die Inkriminierung seiner Person nicht abzusprechen ist, sah er „eine Mafia am Werke“, die „alles plattwalzen möchte, was irgendwie nach Marxismus riecht oder noch riechen könnte“.²⁷

Derweil war die Innsbrucker Initiative im akademischen In- wie Ausland nicht unbemerkt geblieben; ein Beleg für die oftmalige Kleinheit der universitären Welt auch in internetlosen Zeiten. In Berlin waren die Gegner Buhrs an der Akademie der Wissenschaften hellhörig geworden und wandten sich in einem mit 21. Februar 1991 datierten Schreiben an den Grazer Ordinarius für Soziologie Karl Acham, der international bestens vernetzt war und etwa als Experte des bundesrepublikanischen Wissenschaftsrates firmierte. In diesem Brief wurde Acham bedeutet, dass allein die Diskussion einer Gastprofessur Buhrs einer „öffentliche[n] Ohrfeige für all jene“ gleichkomme, „die unter seiner Ägide schikaniert und drangsaliert worden sind“.²⁸ Acham seinerseits schrieb nun unmittelbar nach Erhalt dieser Zeilen an Dekan Kornexl in Innsbruck und ließ dabei keinerlei Zweifel aufkommen, was er von der angedachten Bedenkung Buhrs mit einer Gastprofessur hielt: Dieser sei „eine der maßgeblichen schiedsrichterlichen Instanzen in ideologiepolitischen Fragen“ der DDR gewesen, habe „inquisitorische Praktiken“ an den Tag gelegt und überhaupt „jede ihrer Parteilinie unbequeme Kritik mit Gewalt unterbunden“. Für Acham kam daher der angedachten Gastprofessur einer „Weißwäscherei“ Buhrs gleich, wobei er es als „degoutant“ betrachtete, dass „nun offenbar Philosophen und Parteiideologen im Rang von Politikommissaren in Österreich vereinzelt Unterstützung in dem Bestreben finden, sich durch ihre Integration in die von ihnen früher als ‚bürgerlich‘ apostrophierten (und meist arg denunzierten) Wissenschaftseinrichtungen weißwaschen zu lassen“.²⁹

In einem weiteren Schreiben von Ende März 1991, dieses Mal direkt an Röd

adressiert und in Kopie auch an Reinalter, Kornexl und Reinhold Bichler (Alte Geschichte) übermittelt, untermauerte Acham nicht nur seine grundsätzliche Ablehnung Buhrs mit dessen politischer Ausrichtung („unversöhnlicher Dogmatiker in seinem Verhalten gegenüber der sogenannten bürgerlichen Philosophie, aber auch gegenüber Fachkollegen in der ehemaligen DDR“³⁰). Auch verknüpfte er, wie im zweiten Halbsatz seiner allgemeinen Einschätzung angedeutet, konkret den Fall Peter Ruben³¹ direkt mit einer persönlichen Verantwortlichkeit Buhrs und schreckte dabei auch nicht vor der historisch unrichtigen Behauptung zurück, Ruben und seine Mitstreiter wären vom Zentralinstitut für Philosophie entlassen worden.³² Acham erachtete es jedenfalls in einem durchwegs pejorativen Schlusswort für „fatal, aufgrund der Misere, in welcher sich derzeit die ehemalige DDR befindet, gerade mit Leuten wie Buhr Mitleid zu haben. Man sollte ihn in der von ihm selbst gewählten Frühpension belassen, in der er gewiß als ehemaliger Spitzenverdiener im Wissenschaftsbereich der DDR ein passables Auslangen finden kann. Man sollte aber nicht durch eine Gastprofessur für Buhr in Innsbruck jene verhöhnern, die unter ihm und seinesgleichen früher zu leiden hatten [...]“.³³

Bereits knapp vor diesen Zeilen hatten sich auch Befürworter der Innsbrucker Gastprofessur bei Oberkofler gemeldet, so etwa der – erst kürzlich verstorbene – Ordinarius für Rechtsphilosophie an der Juridischen Fakultät Innsbruck, Michael Fischer (1945–2014), sowie der langjährige Institutsvorstand des Instituts für Philosophie an der Universität Wien, Erich Heintel (1912–2000). Beide zeichneten dabei ein Bild von Buhr, wie es konträrer zu jenem Achams und Röds nicht hätte sein können, wiewohl auch sie schwerlich dem Lager des Marxismus zuordbar waren. Fischer freute sich „ganz besonders“ über die „tolle Sache“ und strich zudem heraus, dass Buhr nicht nur immer ein „offenes Gespräch“ ermöglichen wollte, sondern auch „immer wieder regimekritische Leute gefördert hat“;³⁴ Heintel wiederum unterstützte das Vorhaben, da er „Herrn Buhr als Philosoph und Philosophiehistoriker seiner gediegenen Kenntnisse wegen schätze“.³⁵ Auch gewichtige Stimmen aus dem bundesrepublikanischen Ausland (etwa Reinhard Lauth) hatten sich derweil zu Wort gemeldet und sich für die Innsbrucker Initiative mit dem Verweis ausgesprochen, „innerdeutsche

Auseinandersetzungen“ nicht nach Österreich zu übertragen.³⁶

Es herrschte zu diesem Zeitpunkt also durchaus eine Pattstellung von Befürwortern und Gegnern einer Gastprofessur für Buhr an der Universität Innsbruck vor. Die Tatsache, dass auch Angehörige anderer österreichischer Universitäten Stellung bezogen, mag jedoch verdeutlichen, dass es sich hier offensichtlich um eine Frage von übergeordnetem Interesse handelte. In Innsbruck sah die Fakultätsleitung nun in der Einholung von internationalen „Fachgutachten“ über die Person Buhr, ein durchaus ungewöhnlicher Schritt allemal, eine Möglichkeit des adäquaten Umgangs mit der Situation. Hatte schon Acham der Innsbrucker Universitätsführung vorgeschlagen, durch Kontaktierung einschlägiger Wissenschaftler ein „authentisches Bild“ von Buhr zu erhalten,³⁷ so waren nun Kornexl und Bichler bereits vor Erhalt von Achams in Kopie auch an sie ergangenen Zeilen an Röd daran gegangen, westdeutsche Philosophen um die Abgabe einer Stellungnahme zu ersuchen – etwa den international renommierten Hegel-Forscher Dieter Henrich (Universität München) oder Friedrich Rapp (Universität Dortmund). Man sei, so das Dekanat in den entsprechenden Begleitschreiben, zu diesem Vorgehen genötigt, da Stimmen laut geworden waren, „die die ernste Besorgnis zum Ausdruck bringen“, die Verleihung der Gastprofessur an Buhr würde „die wissenschaftlich und wissenschaftspolitisch nicht zu verantwortende Ehrenrettung eines Spitzenrepräsentanten einer ideologisch auf Kampflinie getrimmten marxistisch-leninistischen Kaderwissenschaft“ bedeuten.³⁸ Angesichts der Mittelstellung, die das Dekanat nun in der Auseinandersetzung zwischen Buhr-Befürwortern und Gegnern einnehme, wolle man sich „um Referenzauskünfte bemühen“.³⁹

Henrich wie Rapp kamen dem Wunsch, über das wissenschaftspolitische und wissenschaftliche Wirken Buhrs zu „gutachten“, in der Folge in durchaus differenzierter Form nach. Ersterer, langjähriger Präsident der *Internationalen Hegel-Vereinigung*, machte etwa auf die Verdienste Buhrs in der Förderung der Zusammenarbeit und des wissenschaftlichen Austausches zwischen der von ihm präsierten Gesellschaft und dem Zentralinstitut für Philosophie aufmerksam, in dessen Gefolge „auch weniger privilegierte Akademie-Mitarbeiter, zum Teil zum ersten Mal, im Westen Vorträge halten konnten“. Zudem würdigte

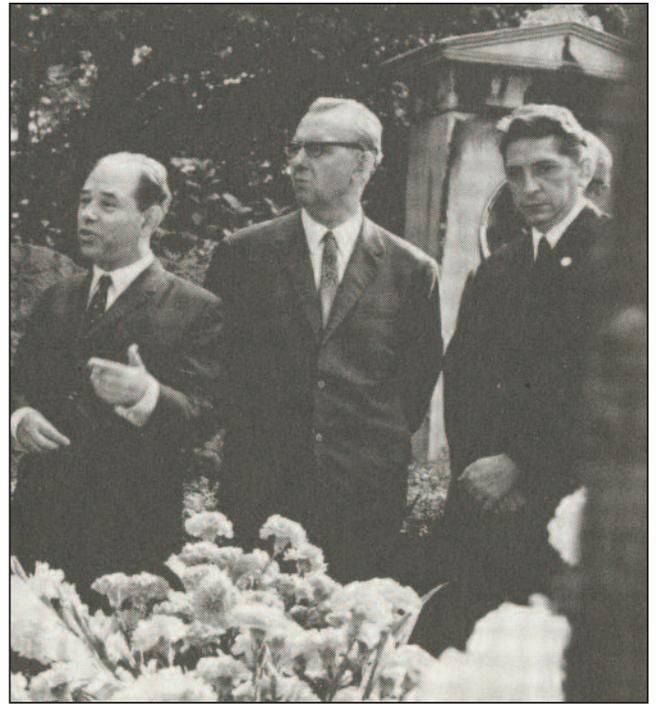
Henrich die unter Buhrs Ägide verantworteten Forschungsunternehmen an der Akademie als „*durchaus westlichen Maßstäben gerecht*“. Direkt an die Adresse Achams gerichtet, wies Henrich zudem auf die Gefahren einer Verurteilungslogik hin, die sich nur aus der simplen Tatsache speiste, in der DDR eine gehobene Funktion eingenommen zu haben: „*Eine solche Kritik würde erst dann entscheidend sein, wenn sie ein verwerfliches Verhalten aufweist, das noch von den in sich selbst zu kritisierenden Funktionsweisen eines ideologisch stabilisierenden Herrschaftssystems unterschieden werden kann. Aus der Zeit meiner Kooperation mit Herrn Buhr in delikaten politischen Problemlagen ist mir ein solches Verhalten nicht bekannt geworden.*“⁴⁰ Ähnlich der Befund Rapps, in Buhr einen „*kultivierten, problembewußten und dialogfähigen Gesprächspartner*“ kennengelernt zu haben, der „*historisch solide gearbeitet und im Rahmen der ideologischen Vorgaben des Marxismus-Leninismus durchaus auch kritisch reflektierte Positionen vertreten*“ habe.⁴¹

Widerstand gegen die Gastprofessur machte sich nun jedoch auch im Institut für Geschichte bemerkbar, wo nun eigeninitiativ einzelne Personen zeitgleich mit dem Dekanat daran gingen, „Gutachten“ über Buhr einzuholen und diese der Fakultät zu übermitteln.⁴² Welcher Art diese Gutachten waren und wie diese überhaupt zustande kamen, lässt sich geradezu paradigmatisch an der Auskunft des Althistorikers Vladimir Iliescu ablesen. Dieser war aufgrund einer privaten Bekanntschaft von der Institutsangehörigen Marianne Zörner um eine Stellungnahme gebeten worden, wiewohl er niemals in der DDR, sondern an der rumänischen Universität Constanta unterrichtet hatte. Iliescu „Gutachten“ liest sich konsequenterweise auch als Manifest haltlos-beleidigender Anschuldigungen, die in geradezu orakelhafter Manie(r) eine Generalverurteilung führender DDR-Wissenschaftler aussprachen. „*Solche Menschen*“, so Iliescu mit Bezug auf Buhrs Leitungsfunktion, „*waren eine Plage und ein Alptraum für ihre Kollegen und Mitmenschen. Es kommt noch dazu, daß Prof. Buhr anscheinend auch als Mensch [...] vollkommen versagte und die Karriere zahlreicher Wissenschaftler, wenn nicht beendet, so doch schwer beeinträchtigt hat*“.⁴³

Das Scheitern der Gastprofessur

Die Geisteswissenschaftliche Fakultät der Universität Innsbruck sprach sich

schließlich in der entscheidenden Fakultätssitzung vom 19. April 1991 gegen die Einladung von Buhr nach Innsbruck aus – und zwar aus dezidiert politischen Gründen. Zurückgegriffen wurde dabei abermals auf eine von Röd formulierte „Protokoll-Erklärung“, die in vier Punkten „*schwerwiegende Bedenken*“ gegen eine Gastprofessur Buhrs in Innsbruck formulierte, da diese „*als Billigung der von Buhr geübten politischen Praxis und deren ideologischer Grundlage verstanden werden würde*“.⁴⁴ Dieser – im Anhang im Wortlaut abgedruckten – Erklärung kam eine Schlüsselrolle bei der Verhinderung Buhrs zu. Oberkofler reagierte hierauf nach Rücksprache mit Buhr⁴⁵ in der Fakultätssitzung mit einer elf Punkte umfassenden Replik, die nochmals eingehend auf die demokratische Entscheidungsfindung am Institut für Geschichte verwies, bei der „*von Anfang an ausschließlich die international unbestrittene wissenschaftliche Qualifikation*“ von Buhr den Ausschlag für seine Einladung zum Gastprofessor gegeben habe.⁴⁶ Gegenüber den auf Buhrs politische Ansichten bzw. wissenschaftliche Positionen abzielenden Argumenten konstatierte Oberkofler zudem lapidar: „*Im Übrigen gilt es festzuhalten, daß die wissenschaftlichen Ansichten von M. Buhr nicht strafbar waren und es auch in der Gegenwart (noch) nicht sind.*“ Hinsichtlich der eingesetzten Gutachter stellte Oberkofler fest, dass durch diese Vorgehensweise das Institut für Geschichte „*unter Kuratel gestellt*“ worden sei. Zudem sei „*das akademische Leben zutiefst verletzt worden, weil M. Buhr nicht Gelegenheit gegeben wurde, zu den von den Professoren Röd, Acham und anderen erhobenen ehrenrührigen Vorwürfen selbst Stellung zu nehmen*“. Die Fakultät treffe, so Oberkofler abschließend, daher „*einen Entscheidung auch darüber, ob sie sich dem Druck aus dem großen nördlichen Nachbarn beugt oder ob sie sich den wirklich liberalen Wissenschaftstraditionen verpflichtet fühlt*“.⁴⁷



Am Grab Hegels während des Internationalen Hegel-Kongresses 1970 in Berlin: Teodor Oiserman, Pawel Kopnin, Manfred Buhr (v.l.n.r.).

Eine nochmalige Wende konnte jedoch auch mit diesem eindringlichen Appell Oberkoflers nicht erreicht werden – die Gastprofessur für Buhr war inneruniversitär erledigt. Ende April sah sich daher Oberkofler veranlasst, Fischer und Heintel zu verständigen, die im Vorfeld die Innsbrucker Initiative dezidiert begrüßt hatten: Wegen „*der massiven, von Professor Röd organisierten Opposition*“ sei die Gastprofessur für Buhr nicht zustande gekommen.⁴⁸ In einem Schreiben an den *Verein zur Förderung der fortschrittlichen Wissenschaft* vom Mai 1991 fasste Oberkofler jedenfalls den Charakter des Scheiterns seiner Initiative wie folgt zusammen: „*Unabhängig von der Persönlichkeit Buhr soll mit diesem Entscheid materialistisches Denken diskriminiert und die Wissenschaft in Österreich an ‚Deutsche Zustände‘ orientiert werden.*“⁴⁹

Ende Mai 1991 teilte Dekan Kornexl das Ergebnis auch Buhr persönlich mit. So sei die negative Entscheidung allein dadurch zustande gekommen, „*daß es der Fakultät zum derzeitigen Zeitpunkt nicht günstig erschien, eine Person, die SED-Mitglied war und in dieser Funktion die Wissenschaftspolitik der DDR wesentlich mitbestimmte, zu einer Gastprofessur nach Innsbruck einzuladen*“.⁵⁰ Unbestritten und unbestreitbar sei darüber hinaus jedoch Buhrs wissenschaftliche Qualifikation. Mit dem Antwortschreiben Buhrs an Kornexl vom 10. Juli 1991 war der Fall – zumindest für Buhr –

abgeschlossen. Legte Buhr zuvor noch Wert auf die Feststellung, sich auf der Universität „weder als Pfortner noch als Gastprofessor“ beworben zu haben (siehe Anhang),⁵¹ so wollte er sich nun „jeder weiteren Frage und Äußerung“ enthalten, „um nicht weiteren Gerüchten und Legenden Nahrung zu geben“. Gleichzeitig war er aber davon überzeugt, dass „die Dinge in einiger Zeit anders gesehen werden“. Buhrs Schlusswort in diesem Zusammenhang kann allgemeine Geltung beanspruchen: „Die ‚Jetztzeit‘ läßt wenig Raum für Sachlichkeit.“⁵²

Epilog

Ungeachtet seiner Fähigkeit zur nüchternen Reflexion der Vorgänge ließ Buhr die Entwicklung in Innsbruck auf persönlicher Ebene keineswegs unbeeindruckt. In einer Postkarte aus Paris vom 26. April 1991 bemerkte er gegenüber Oberkofler: „Ich bin hier sehr glücklich, weil es hier noch Menschen und sogar Marxisten gibt! Gestern bin ich Mitarbeiter des E.N.R.S. geworden – ohne Gutachten und ‚Briefe‘ und Proteste.“⁵³

Abseits davon versuchte er jedoch umgehend, die gescheiterte Initiative (bzw. „Innsbrucker Geschichte“, wie er sie bezeichnete) als Ausdruck einer objektiven historischen Situation und „Moment in einer größeren Sache“⁵⁴ zu betrachten, womit die mit der materiellen einhergehende „geistige“ Abwicklung der DDR gemeint war. Auch ließ er gegenüber Oberkofler selbstkritisch anklagen, dass man „bestimmte Verfahrensweisen und Haltungen von bestimmten Leuten unterschätzt“ habe.⁵⁵

Buhrs Brief an Gerhard Oberkofler im Vorfeld der Weihnachtsfeiertage 1991 stellt in diesem Zusammenhang nicht nur den subjektiven Schlussakkord zum Scheitern der Innsbrucker Initiative dar, sondern sollte in düsterer Voraussicht auch den Weg bezeichnen, den ein Großteil der institutionell „abgewickelten“ DDR-Wissenschaftler zu gehen hatten: „Das jetzt zu Ende gehende Jahr war sicher kein schönes, wohl aber ein lehrreiches. Illusionen sind unangebracht. Wahrscheinlich müssen wir in der Vereinzelung unseren Weg fortzuführen versuchen.“⁵⁶ Im August 1992 konstatierte er, weniger resignativ denn ernüchert: „Über Österreich mache ich mir keine Illusionen.“⁵⁷

In einem mit Gerhard Oberkofler und Peter Goller geführten ausführlichen Gespräch aus dem Jahr 1992 antwortete Manfred Buhr auf die Bemerkung, dass im „wiedervereinigten“ Deutschland der philosophischen Forschung in der DDR

der rein parteiliche Reflex einer politischen Linie nachgesagt werde: „Ich bemühe mich diesen Meldungen entgegenzutreten und dabei ein wenig zu dokumentieren, was gelegentlich bezweifelt oder in Abrede gestellt wird, nämlich daß in jenem zweiten deutschen Staat, der kein natürliches Gebilde, sondern ein Ergebnis des zweiten Weltkrieges war, was übrigens auch für den anderen deutschen Staat gegolten hat, philosophisch gedacht, geforscht, geschrieben und auch gelitten wurde.“ Buhr erweist sich hier als differenzierter Analytiker des akademischen Wissenschaftsbetriebs in der DDR, dessen 1992 großteils in Abwicklung befindlichem Personal er zudem empfahl, „unser Denken nicht von einem anpassenden Rückenkrümmen vor neuen Autoritäten und ihren ‚neuen‘ Heilsparen abhängig zu machen“.⁵⁸

Welchen Charakter die deutsche „Wiedervereinigung“ abseits des nationalen Taumels nehmen sollte, zeigen dabei nicht nur die Vorfälle im sächsischen Hoyerswerda (mehrtägige, pogromartige Übergriffe auf ein Vertragsarbeiter- und Asylwerberheim), sondern auch beiläufige Zeilen von Buhr an Oberkofler. Kurz vor einem Telefonat zwischen ihnen im April 1992 habe ihn „meine kleine Chinesin“ angerufen, „die als Aspirantin 1 1/2 Jahre bei mir war bis die Scheiße losging und ich sie nach Hause schicken mußte, weil sie fortlaufend angepöbeln wurde (Fremdenhaß)“.⁵⁹

Anhang

1. Protokoll-Erklärung von Wolfgang Röd auf der Sitzung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck am 19.4.1991 betreffend den Antrag auf Bewilligung einer Gastprofessur für den pensionierten Direktor des Zentralinstituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR Manfred Buhr (Kopie masch.)

1) Zu der von Buhr als Direktor des Zentralinstituts für Philosophie an der AdW der DDR geübten politischen Praxis ist zu bemerken, daß sie die Umsetzung seiner dogmatischen Position bzw. der jeweiligen Position der SED darstellte. Buhr hat die Parteilinie mit aller Härte gegenüber Vertretern abweichender Meinungen durchgesetzt, indem unter seiner Leitung Mitglieder des Zentralinstituts um ihren Arbeitsplatz gebracht sowie mit Lehr- und Publikationsverbot belegt wurden. Dies geht aus dem Bericht der Unabhängigen Kommission des

Zentralinstituts für Philosophie der AdW der DDR eindeutig hervor [...].

2) Die von Buhr geübte repressive Praxis entspricht seiner theoretischen Einstellung, die aggressiv klassenkämpferischen Charakter hat. Wissenschaftlicher Pluralismus und liberale Einstellung werden von ihm scharf abgelehnt. [...] Da er der marxistisch-leninistischen Ideologie die Aufgabe zuweist, die westliche Philosophie in allen ihren Richtungen zu bekämpfen, wäre es grotesk, wenn ihm eine österreichische Fakultät Gelegenheit bieten wollte, als Gastprofessor seinen klassenkämpferischen Zielen zu dienen.

3) Im Frühling 1990 hat sich der am 9.2.1990 gewählte neue Wissenschaftliche Rat des Instituts in seiner Erklärung, die in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie (7/1990) veröffentlicht wurde, bei den in der Ära Buhr Verfolgten entschuldigt. Das läßt erkennen, daß sich selbst die früher von Buhr geleitete Institution von diesem distanziert. [...]

4) Buhr wird in verschiedenen Veröffentlichungen als wichtigster Exponent der Kader-Philosophie der SED dargestellt. Eine Einladung Buhrs zu einer Gastprofessur wäre daher international ein absolut verfehltes Signal, wie sie auch nicht im Interesse der Leopold-Franzens-Universität liegen kann.

Innsbruck, 19.4.91
Wolfgang Röd m.p.

2. Manfred Buhr an Elmar Kornexl, 3.5.1991 (Original masch.)

Spektabilität!

Sie werden sicher Verständnis dafür haben, wenn ich Sie bitte, mir sämtliche Unterlagen der sogenannten Causa Buhr zur Verfügung zu stellen. Da Teile dieser Unterlagen sowieso öffentlich gehandelt werden, so ist meine Bitte sicher nicht unbillig.

Meine Bitte gründet sich darin, daß ich

- 1) während des ganzen Verfahrens (Vorschlag des Historischen Instituts, mich als Gastprofessur zu berufen) nicht in Kenntnis gesetzt oder gehört worden bin,
- 2) ich mich an der Universität Innsbruck zu keiner Zeit beworben habe (weder als Pfortner noch als Gastprofessor),
- 3) meine Menschenwürde durch bestimmte Aspekte des Verfahrens zutiefst beleidigt worden ist,
- 4) ich während des ganzen Verfahrens bloßes Objekt war, und zwar Objekt auch von Legenden und Lügen,
- 5) mir durch die Art und Weise des Verfahrens Schaden entstanden ist.

Bitte nehmen Sie meine vorgetragenen Gründe nicht als Vorwurf, sondern als Begründung meiner Bitte an Sie.

Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie meiner Bitte entsprechen würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr M. Buhr m.p.

Anmerkungen:

* Die vorliegende Arbeit wurde durch ein Aktenkonvolut ermöglicht, das Gerhard Oberkofler dem Verfasser im Sommer 2013 übergeben hat. Für diese großzügige Geste sei ihm an dieser Stelle herzlich gedankt.

1/ Siehe hier und weiterführend gegen den Begriff der einfachen „Transformation“ Vilmar, Fritz (Hg.): Zehn Jahre Vereinigungspolitik. Kritische Bilanz und humane Alternativen. Berlin 2000, darin insbes. ders.: Zum Begriff der Strukturellen Kolonialisierung der DDR (S. 21–31).

2/ Röhr, Werner: Abwicklung. Das Ende der Geschichtswissenschaft der DDR, Bd. 1 (Analyse einer Zerstörung) und 2 (Analyse ausgewählter Forschungen). Berlin 2011 und 2012.

3/ Krenn, Martin: Die so genannte Abwicklung des Instituts für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Diplomarbeit Universität Wien 2009 (Drucklegung in Vorbereitung).

4/ Sehr BRD-freundlich zuletzt Bartz, Olaf: Der Wissenschaftsrat. Entwicklungslinien der Wissenschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1957–2007. Stuttgart 2007, insbes. S. 158ff.

5/ Für die Germanistik stellte etwa die noch von Bruno Kreisky 1964 gegründete *Internationale Lenau-Gesellschaft* ein derartiges Forum dar (siehe Bachmaier, Peter: Die Wissenschaftspolitik in Osteuropa von 1945 bis 1993, in: König, Christoph (Hg.): Germanistik in Mittel- und Osteuropa 1945–1992. Berlin 1995, S. 30–40, hier S. 36f.), für die ostösterreichische Geschichtswissenschaft das Internationale Kulturhistorische Symposium Mogersdorf (siehe zuletzt Sperl, Karin: Pannonische Kooperationen, in: *Scrinium* 66 (2012), S. 29–34, hier S. 31).

6/ Fischer, Petra: „Persönlich ungeeignet“. Das Abwicklungsverfahren an der Humboldt Universität zu Berlin und der Beispielfall des Prof. Dr. Klaus Vetter. Diplomarbeit Universität Wien 2007.

7/ Zit. nach einer Mitteilung von Gerhard Oberkofler an den Verfasser, 18.8.2014.

8/ Dill, Alexander: Weise erdenken neue Gedanken, Narren verbreiten sie, in: *Die Zeit*, Nr. 38, 11.9.1992, S. 66.

9/ Darauf hat nicht zuletzt Reinhard Lauth, Ordinarius für Allgemeine Philosophie an der Ludwig Maximilian Universität München und erster deutscher Gastprofessor in Israel (1968), in seinem Leserbrief an die *junge Welt* vom 2.12.1999 hingewiesen, der Buhrs Einsatz für die Fichte-Gesamtausgabe Ende der 1950er Jahre sogar als „wagemutig“ bezeichnete.

10/ Helmut Reinalter und Gerhard Oberkofler an

Josef Riedmann, 25.9.1990. Hier und im Folgenden: im Besitz des Verfassers.

11/ Mitteilung von Gerhard Oberkofler an den Verfasser, 18.8.2014.

12/ Helmut Reinalter und Gerhard Oberkofler an Josef Riedmann, 25.9.1990.

13/ Johann Rainer und Franz Mathis an Elmar Kornexl, 3.10.1990.

14/ Oberkofler, Gerhard: Wie verhindert wurde, daß Manfred Buhr als Gastprofessor nach Österreich kommt. Unveröffentlichtes Manuskript, Bl. 1. Im Folgenden zit. als Oberkofler: Manuskript.

15/ Beschluss der Institutskonferenz für Geschichte hinsichtlich der Bestellung von Manfred Buhr zum Gastprofessor vom 17.10.1990, Bl. 3.

16/ Johann Rainer an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, 22.10.1990.

17/ Elmar Kornexl an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, 30.10.1990.

18/ Oberkofler: Manuskript, Bl. 1.

19/ Mitteilung von Gerhard Oberkofler an den Verfasser, 18.8.2014.

20/ Siehe etwa Röd, Wolfgang: *Dialektische Philosophie der Neuzeit*. München 1986².

21/ Ersichtlich aus: Gerhard Oberkofler, Separat-Votum auf der Sitzung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck am 18.1.1991, Bl. 1 sowie Oberkofler: Manuskript, Bl. 2.

22/ Ersichtlich aus ebd.

23/ Ersichtlich aus ebd.

24/ Gerhard Oberkofler, Separat-Votum auf der Sitzung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck am 18.1.1991, Bl. 2.

25/ Oberkofler: Manuskript, Bl. 3.

26/ Manfred Buhr an Gerhard Oberkofler, 19.1.1991. Hervorhebung im Original.

27/ Ebd.

28/ Zit. bei: Karl Acham an Elmar Kornexl, 27.2.1991, Bl. 1.

29/ Ebd., Bl. 1f.

30/ Karl Acham an Wolfgang Röd, 27.3.1991, Bl. 1.

31/ Siehe hier die durchaus ausgewogene Darstellung bei Maffei, Stefania: Zwischen Wissenschaft und Politik. Transformationen der DDR-Philosophie 1945–1993. Frankfurt/M. 2007, S. 127ff., die institutionentypische Konkurrenzverhältnisse (hier zwischen Peter Ruben und Herbert Hörz) für die späteren Maßregelungen mitverantwortlich macht.

32/ Karl Acham an Wolfgang Röd, 27.3.1991, Bl. 2.

33/ Ebd.

34/ Michael Fischer an Gerhard Oberkofler, 30.1.1991.

35/ Erich Heintel an Gerhard Oberkofler, 7.2.1991.

36/ Reinhard Lauth an Erich Heintel, 31.1.1991. Lauth vergaß dabei nicht, darauf hinzuweisen, dass er selbst kein Marxist sei, sich aber dagegen verwehre, Leute nur aufgrund der Tatsache, „daß jemand überzeugter Marxist ist und als solcher lehrfähig war“, zu verurteilen.

37/ Karl Acham an Wolfgang Röd, 27.3.1991, Bl. 2.

38/ Elmar Kornexl an Dieter Henrich, 13.3.1991, Bl. 1. Siehe auch die gleichlautenden Briefe an Friedrich Rapp und Jürgen Mittelstraß.

39/ Ebd., Bl. 2.

40/ Dieter Henrich an Elmar Kornexl, 24.3.1991, Bl. 1–3.

41/ Friedrich Rapp an Elmar Kornexl, 27.3.1991, Bl. 2.

42/ Marianne Zörner an Elmar Kornexl, 8.4.1991.

43/ Vladimir Iliescu an Marianne Zörner, 25.3.1991.

44/ Protokoll-Erklärung von Wolfgang Röd auf der Sitzung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck vom 19.4.1991, Bl. 1.

45/ Manfred Buhr an Gerhard Oberkofler, 8.4.1991 sowie Manfred Buhr an Gerhard Oberkofler, 11.4.1991.

46/ Stellungnahme von Gerhard Oberkofler zur Gastprofessur von Manfred Buhr auf der Sitzung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck am 19.4.1991, Bl. 2.

47/ Ebd., Bl. 3 und 5.

48/ Gerhard Oberkofler an Michael Fischer, 24.4.1991.

49/ Gerhard Oberkofler an den Verein zur Förderung der Fortschrittlichen Wissenschaft, 11.5.1991.

50/ Elmar Kornexl an Manfred Buhr, 22.5.1991, Bl. 1.

51/ Manfred Buhr an Helmut Reinalter, 3.5.1991 sowie Manfred Buhr an Elmar Kornexl, 3.5.1991. Siehe auch bereits zuvor Buhrs Schreiben an Gerhard Oberkofler vom 8.4.1991. In Letzterem beklagte er die kursierenden Gerüchte zu seiner Person wie folgt: „Die ‚Welt‘ wird verrückt gemacht, ohne daß ich davon in Kenntnis gesetzt werde oder die Möglichkeit habe, dazu Stellung zu nehmen.“

52/ Manfred Buhr an Elmar Kornexl, 10.7.1991.

53/ Manfred

Buhr an Ger-

hard Oberko-

fler, 26.4.1991.

54/ Manfred

Buhr an Ger-

hard Oberko-

fler, 24.7.1991.

55/ Manfred

Buhr an Ger-

hard Oberko-

fler, 28.6.1991.

56/ Manfred

Buhr an Ger-

hard Oberko-

fler, 14.12.1991.

57/ Manfred

Buhr an Ger-

hard Oberko-

fler, 25.8.1992.

58/ Über die Historische Vernunft und die Zukunft der Linken. Ein Gespräch mit Manfred Buhr, hg. von Gerhard Oberkofler und Peter Goller. Innsbruck 1992, S. 25.

59/ Manfred

Buhr an Ger-

hard Oberko-

fler, 20.4.1992.



„Es genügt nicht, Einsicht zu haben, man muss auch Aussicht haben.“

Konrad Farner gibt eine marxistische Interpretation der 11. Feuerbach-These

GERHARD OBERKOFER

Gewidmet Pater Jon Sobrino SJ in El Salvador

Einladung an Konrad Farner zum Dies Academicus der Universität Basel (1972)

Der Dies Academicus an der Universität Basel im Herbst 1972 wurde von ihrer philosophisch-historischen Fakultät organisiert. Das Generalthema der Tagung lautete „Die Geistes- und Sozialwissenschaften zwischen Vergangenheit und Zukunft“. Für die Gruppe der Philosophie zeichnete Hans Saner (*1934) verantwortlich, sie wollte über „Philosophie zwischen Weltinterpretation und Weltveränderung“ diskutieren. Saner war Assistent des in Basel 1961 emeritierten Karl Jaspers (1883–1969) gewesen und hat ein Jahr vor dessen Tod eine Sammelschrift von Jaspers philosophiehistorischen Vorträgen und Artikel herausgegeben.¹ Georg Lukács (1885–1971) hat die in den spätbürgerlichen Auffassungen von Jaspers überall zu Tage getretene antidemokratische Tendenz scharf beurteilt, diese komme schon bei Martin Heidegger (1889–1976) vor und sei bei Jaspers „zum äußersten Philistertum“ gesteigert.² Daran habe die Übersiedlung der „professoralen Majestät“ Jaspers³ nach Basel auch nichts geändert. Jaspers hat aber immerhin in seinem spätbürgerlichen Denken über die Krisen der bürgerlichen Welt das Problem der Wahrheit angesprochen.⁴

Das Konzept der Basler Philosophiegruppe war es, aufgrund von Kurzreferaten in einer ersten Diskussionsrunde historisch über das Verhältnis von Weltinterpretation und Weltveränderung bis zu Karl Marx (1818–1883) zu diskutieren, in der zweiten Diskussionsrunde sollte die 11. These von Marx ad Ludwig Feuerbach (1804–1872) möglichst exakt im Sinne von Marx interpretiert werden. So formulierte Saner am 5. Juni 1972 seinen Einladungsbrief an den Zürcher Konrad Farner (1903–1974).⁵ Wenige Jahre zuvor wäre eine solche Einladung an Farner, der ein hervorragender Vertreter der internationalen kommunistischen Bewegung war,⁶ an eine Schweizer, bundesdeutsche oder österreichische Universität denkunmöglich gewesen. Es zeichnet die

Basler Philosophie mit Saner aus, dieses Thema überhaupt auf die Tagesordnung gesetzt und mit Farner den herausragenden, gleichwohl verfeimten Schweizer marxistischen Denker dafür gewonnen zu haben. Das erste Referat hielt der junge Basler Philosoph Anton Hügli (*1939).

Der Basler „Tag der Wissenschaft“ wurde am 25. November 1972 abgehalten. Anstelle von Max Frisch (1911–1991), der ursprünglich vorgesehen war, hielt Adolf Muschg (*1934) das Hauptreferat. Das von Farner eigenhändig geschriebene Vortragsmanuskript ist so wie seine maschineschriftlich vorgelegte Tischvorlage in seinem Nachlass überliefert.⁷ Der November 1972 hatte für Farner gedrängte Tage, am 24. November abends nahm er an einem Podiumsgespräch mit der evangelischen Theologin Dorothee Sölle (1929–2003) teil, die sich in der Bundesrepublik als Friedenskämpferin für das Bündnis von Christen und Marxisten engagierte und später für Farner eine Festschrift vorbereiten wollte.⁸ Dorothee Sölle ist mit ihrem Text „Moses, Jesus und Marx“ in das Buch „Lob des Kommunismus“ aufgenommen.⁹ Die Basler bürgerliche Philosophie war am Beginn der 1970er Jahre am Votum Farners interessiert und hat ihm mit Gewinn zugehört. Saner dankte Farner am 29. November 1972 mit viel Anerkennung: „Wenn ich Sie recht verstanden habe, so haben Sie für ein Denken plädiert, das unsere heutigen Probleme sieht, die Errungenschaften, die durch Marx in die Welt gekommen sind, nicht wieder verlieren möchte, das aber keineswegs glaubt, dass man nicht über Marx hinausgehen darf. Kurzum: es ist der offene, kritische, wache, dialektische Marxismus, den auch ich für ein unentbehrliches Rüstzeug des Denkens halte.“¹⁰

Die elf Thesen von Karl Marx über Ludwig Feuerbach¹¹

1 Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus – den Feuerbachschen mit eingerechnet – ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des *Objekts* oder der *Anschaung* gefaßt wird; nicht aber als *mensch-*

liche sinnliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv. Daher geschah es, daß die *tätige* Seite, im Gegensatz zum Materialismus, vom Idealismus entwickelt wurde, aber nur abstrakt, da der Idealismus natürlich die wirkliche, sinnliche Tätigkeit als solche nicht kennt. Feuerbach will sinnliche, von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte; aber er faßt die menschliche Tätigkeit selbst nicht als *gegenständliche* Tätigkeit. Er betrachtet daher im „Wesen des Christentums“ nur das theoretische Verhalten als das echt menschliche, während die Praxis nur in ihrer schmutzig-jüdischen Erscheinungsform gefaßt und fixiert wird. Er begreift daher nicht die Bedeutung der „revolutionären“, der „praktisch-kritischen“ Tätigkeit.

2 Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme, ist keine Frage der Theorie, sondern eine *praktische* Frage. In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, das heißt die Wirklichkeit und Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit eines Denkens, das sich von der Praxis isoliert, ist eine rein *scholastische* Frage.

3 Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß. Sie kommt daher mit Notwendigkeit dahin, die Gesellschaft in zwei Teile zu sondern, von denen der eine über der Gesellschaft erhaben ist (z.B. bei Robert Owen¹².)

Das Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit kann nur als *umwälzende Praxis* gefaßt und rationell verstanden werden.

4 Feuerbach geht aus von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdopplung der Welt in eine religiöse, vorgestellte und eine wirkliche Welt. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen. Er übersieht, daß nach Vollbringung dieser Arbeit die Hauptsache noch

zu tun bleibt. Die Tatsache nämlich, daß die weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich, ein selbständiges Reich, in den Wolken fixiert, ist eben nur aus der Selbstzerrissenheit und dem Sichselbst-Widersprechen dieser weltlichen Grundlage zu erklären. Diese selbst muß also erstens in ihrem Widerspruch verstanden und sodann durch Beseitigung des Widerspruchs praktisch revolutioniert werden. Also z.B., nachdem die irdische Familie als das Geheimnis der heiligen Familie entdeckt ist, muß nun erstere selbst theoretisch kritisiert und praktisch umgewälzt werden.

5 Feuerbach, mit dem *abstrakten Denken* nicht zufrieden, appelliert an die *sinnliche Anschauung*; aber er faßt die Sinnlichkeit nicht als *praktische* menschlich-sinnliche Tätigkeit.

6 Feuerbach löst das religiöse Wesen in das *menschliche* Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Feuerbach, der auf die Kritik dieses wirklichen Wesens nicht eingeht, ist daher gezwungen:

1. von dem geschichtlichen Verlauf zu abstrahieren und das religiöse Gemüt für sich zu fixieren, und ein abstrakt – *isoliert* – menschliches Individuum vorauszusetzen;

2. kann bei ihm daher das menschliche Wesen daher nur als „Gattung“, als innere, stumme, die vielen Individuen bloß *natürlich* verbindende Allgemeinheit gefaßt werden.

7 Feuerbach sieht daher nicht, daß das „religiöse Gemüt“ selbst ein *gesellschaftliches Produkt* ist und daß das abstrakte Individuum, das er analysiert, in Wirklichkeit einer bestimmten Gesellschaftsform angehört.

8 Das gesellschaftliche Leben ist wesentlich *praktisch*. Alle Mysterien, welche die Theorie zum Mystizismus verleiten, finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und im Begreifen dieser Praxis.

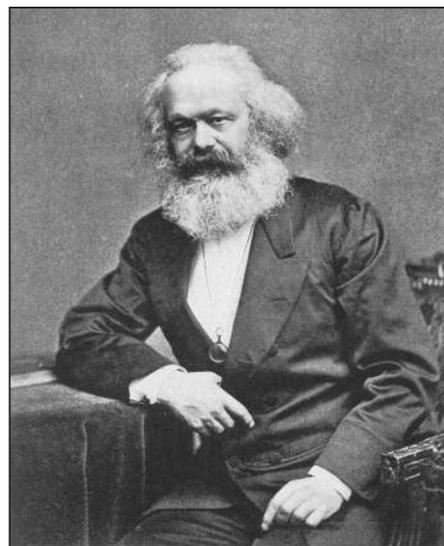
9 Das Höchste, wozu der *anschauende* Materialismus es bringt, d.h. der Materialismus, der die Sinnlichkeit nicht als praktische Tätigkeit begreift, ist die Anschauung der einzelnen Individuen in der „bürgerlichen Gesellschaft“.

10 Der Standpunkt des alten Materialismus ist die „bürgerliche“ Gesellschaft; der Standpunkt des neuen, die *menschliche* Gesellschaft, oder die vergesellschaftete Menschheit.

11 Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*; es kommt aber darauf an, sie zu *verändern*.

Entstehungszeit der elf Thesen

Marx hat als 27-Jähriger im Frühjahr 1845 in Brüssel seine Thesen ad Feuerbach zu seiner eigenen Orientierung in ein Notizheft nebst anderem auf fünf Seiten niedergeschrieben. Er hat sich zu dieser Zeit wie Friedrich Engels (1820–1895) auch mit polemischen Texten insbesondere gegen Epigonen von Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) wie Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer (1809–1882), Max Stirner (1806–1856) oder Karl Grün (1817–1887) befasst. Marx und Engels dachten an eine eigene Zeitschrift, die aber nie erschienen ist. 1926 wurden diese Texte aus den Jahren 1845/46 im Marx-Engels-Archiv und sechs Jahre danach in der Marx-Engels-Gesamtausgabe, Band 1/5, aber als erster Teil eines gemeinsamen Werkes „*Die Deutsche Ideologie*“¹³ publiziert. Das gemeinsame Werk „*Die Deutsche Ideologie*“ von Marx und Engels gibt es also so nicht, wenngleich die aus 1845/46 überlieferten Fragmente, Notizen, Entwürfe und Druckvorlagen in durchwegs faszinierender Weise ihre materialistische Anschauung von Gesellschaft, Staat, Recht und Politik, von Religion, Philosophie und Ideologie zum Ausdruck bringen. Als Schlussfolgerung daraus geht es für den „*praktischen Materialisten, d.h. Kommunisten*“ darum, die bürgerliche Gesellschaft als eine lediglich illusorische Gemeinschaft, tatsächlich aber als eine Herrschaft von Menschen über Menschen, aufzuheben.¹⁴ Der Terminus „*Deutsche Ideologie*“ ist aber kein Falsifikat, Marx verwendet ihn 1847 in seiner Erklärung gegen Grün.¹⁵ Ludwig Feuerbach hat 1839 seine Arbeit „*Zur Kritik der Hegelschen Philosophie*“¹⁶ publiziert und war nicht zuletzt mit seiner 1841 publizierten Veröffentlichung über „*Das Wesen des Christentums*“¹⁷ und der darin entwickelten „*Projektionstheorie*“, nach der die Religion aus dem Wesen des Menschen folgt, auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Feuerbach war ein großer Vertreter des deutschen Materialismus, der von Marx und Engels mit Rückgriff auf die klassische deutsche Philosophie durch die Dialektik weiterentwickelt wurde.¹⁸ Wladimir Iljitsch Lenin (1870–1924) hat hervorgehoben: „*Die wichtigste dieser Errungenschaften ist die Dialektik, d.h. die Lehre von der Entwicklung in ihrer vollständigsten, tiefstgehenden*

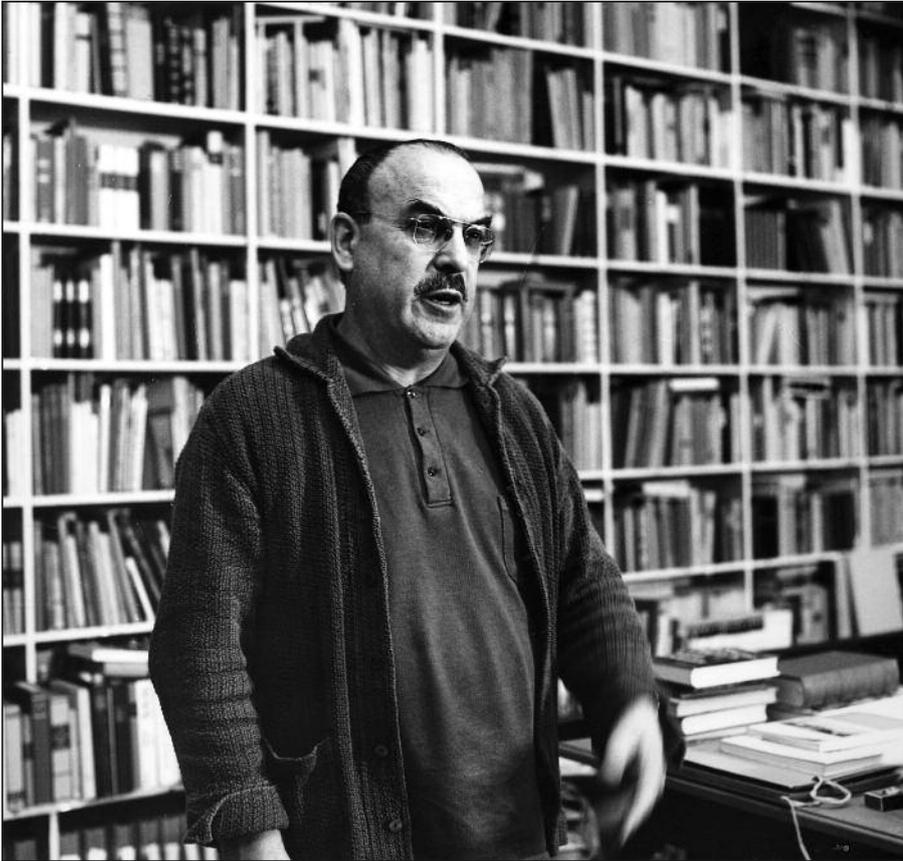


Karl Marx (1818–1883)

und von Einseitigkeit freiesten Gestalt, die Lehre von der Relativität des menschlichen Wissens, das uns eine Widerspiegelung der sich ewig entwickelnden Materie gibt.“¹⁹ Die Veröffentlichung der von Marx geschriebenen Thesen erfolgte durch Engels erst 1888 als Anhang zum Sonderabdruck seiner Schrift „*Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*“ mit einigen redaktionellen Veränderungen und mit dem Bemerkten: „*Es sind Notizen für spätere Ausarbeitung, rasch hingeschrieben, absolut nicht für den Druck bestimmt, aber unschätzbar als das erste Dokument, worin der geniale Kern der neuen Weltanschauung niedergelegt ist.*“²⁰ Deutsche Philologenakademie hat mit dem Rotstift in der Hand festgestellt, dass Engels die Notizen von Marx, insbesondere die *11. These*, durch ein „*aber*“ und ein Komma anstatt eines Semikolons schier verfälscht habe.²¹ Das ist denn doch etwas übertrieben, denn die jahrzehntelange gemeinsame Denkarbeit hat Engels zweifellos zu einer solchen Bearbeitung vor der Drucklegung das Recht gegeben.

Ernst Bloch, Alfred Hrdlicka und Jon Sobrino über Veränderung

„*Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern*“ – dieser Satz ist das Wesen des Marxismus, sein Dreh- und Angelpunkt.²² Ernst Bloch (1885–1977) hat seiner gedruckten Vorlesung über die *11 Thesen* den schönen Titel „*Keim und Grundlinie*“ gegeben und betont, dass Marx mit der *11. These* darauf orientiert, „*daß das Zukünftige am nächsten und wichtigsten sei*“. Dies aber nicht in der Weise von Feuerbach, die die Dinge lässt wie sie sind oder ge-



Konrad Farner (1903–1974) in seiner Bibliothek

© Roland Gretler

rade noch umstellt im Buch, „und die Welt selber merkt nichts davon. Sie merkt schon deshalb nichts davon, weil die Welt gerade in falschen Darstellungen so leicht umgestellt werden kann, daß Wirkliches im Buch gar nicht vorkommt.“²³ Bloch ist einer der bedeutendsten marxistischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts. Von 1949 an bis 1957 hatte er an der Leipziger Universität einen Lehrstuhl, später (1961) übersiedelte er als Honorarprofessor in die Bundesrepublik. Das war für die Deutsche Demokratische Republik gewiss ein herber Verlust, doch darf nicht übersehen werden, dass Bloch in der sich aufrüstenden Bundesrepublik eine wichtige Rolle in der Friedensbewegung eingenommen hat. Bloch warnt mit aller Schärfe vor der Verfälschbarkeit der 11. These „im Kopf von Intelligenzverächtern und Praktizisten“. Bloch spitzt seine Kritik zu: „Praktizismus, der an Pragmatismus angrenzt, ist eine Konsequenz dieser Verfälschung, eine wir immer unbegriffene; doch Unkenntnis einer Konsequenz schützt nicht vor Verdummung.“²⁴

Auf die historische Wirklichkeit mit ihrem Kampf zwischen Imperialismus und Sozialismus konzentriert 1978 der Wiener Künstler Alfred Hrdlicka (1928–2009) und hebt hervor, dass die 11. These nicht als Aphorismus zu nehmen sei, sondern als „Kernstück“ der Lehre von

Marx.²⁵ Wer das akzeptiere, müsse sich klar darüber sein, „daß der pragmatische Marxismus sich nicht mit dem Kathederstaberl seinen Weg bahnt“.²⁶ Das gibt Hrdlicka, der die zweite und achte These hier mitdenkt, die Möglichkeit, zu mit Josef Stalin (1878–1953) identifizierten Deformationen des realen Sozialismus eine historisch materialistische, nicht moralische Herangehensweise zu finden. Der sogenannte Stalinismus sei „zu einem guten Teil das Produkt seiner Umgebung“. In der Sowjetunion habe sich bei aller ungeheuren Eigendynamik „ein Anpassungsprozeß an die realpolitischen Gegebenheiten der Welt und insbesondere Europas“ vollzogen: „Die erträumte Weltrevolution blieb aus, und der Große Vaterländische Krieg stand ins Haus. Der militante Berufsrevolutionär Stalin endete als Militarist, als Generalissimus! Die Sowjetunion als einziges mit militärischer Macht ausgestattetes Bollwerk des Marxismus wurde in eine Rolle manövriert, die nicht ohne ideologische Konsequenzen bleiben konnte.“²⁷

Fern von Europa hat die sich seit der Zweiten Generalversammlung in Medellín (1968) des lateinamerikanischen Episkopats aus dem Untergrund sammelnde Befreiungstheologie die 11. These in ihrer „Option für die Armen“ unmittelbar und ohne Vorbehalt aufgegriffen. Marx habe die Beziehung von Glauben

und geschichtlicher Veränderung in Frage gestellt, woraus der argentinische Philosoph Enrique D. Dussel (*1934) in der von den Jesuiten Ignacio Ellacuría (1930–1989) – Ellacuría wurde in El Salvador mit fünf seiner Mitbrüder und zwei Hausangestellten von Söldnern des US-Imperialismus am 16. November 1989 ermordet – und Jon Sobrino (*1938) herausgegebenen Enzyklopädie der Befreiungstheologie *Mysterium Liberationis*²⁸ folgert: „Wozu dient die Religion in der geschichtlichen Veränderung? Rechtfertigt der Glaube die Herrschaft oder die Befreiung von der Herrschaft? Hier ist genau der Ort, wo die Theologie der Befreiung auf den Marxismus zurückgreift: als eine Theologie, die nicht nur die Wirklichkeit interpretiert, sondern deren Veränderung legitimiert, und sei diese auch revolutionär.“²⁹ Sobrino verbindet so wie Ellacuría in „Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!“³⁰ Engagement mit der Hoffnung, „zusammen mit den Armen und Unterdrückten der Welt die Geschichte umzukehren, sie umzustürzen und in eine andere Richtung zu stoßen“.³¹ Sobrino formuliert 1977 ohne Wenn und Aber, es sei „der Einfluß von Marx für den Begriff von theologischem Erkennen selbst offensichtlich. Seine berühmte These 11 über Feuerbach erscheint wie das Vorbild des befreienden Wesens der Erkenntnis. Umformen heißt nicht nur eine intelligible Form suchen, um die Wirklichkeit für das Erkennen zu ordnen, sondern dem Elend der Wirklichkeit eine neue Form zu geben.“³² Ernst Bloch hat den befreiungstheologischen Inhalt der elf Thesen von Marx mitgedacht, wenn er schreibt: „Hierbei will auch dem Denken, indem es ein helfendes ist, durchaus Wärme innewohnen. Die Wärme des Helfenwollens selber, der Liebe zu den Opfern, des Hasses gegen die Ausbeuter.“³³

Konrad Farner interpretiert die 11. These marxistisch

Farner ist von Bloch inspiriert, vielleicht hatte er auch die Gedanken von Karl Korsch (1886–1961), dem er als Student in jungen Jahren begegnet ist, in Erinnerung. Korsch hat 1922 nicht zuletzt an den 11 Thesen den Standpunkt materialistischer Geschichtsauffassung niedergeschrieben.³⁴ 1955 schreibt Farner in einem Brief nach Berlin, er stehe „dem innern Habitus nach Ernst Bloch viel näher als Georg Lukács“, er sei seit vielen Jahren „ein Verehrer dieses her-

vorragenden Forschers und grossartigen Menschen“.³⁵ Seinen Artikel über „Picassos Taube“ in *Sinn und Form* hat Farner Ernst Bloch gewidmet.³⁶ Das bedeutet aber keine inhaltliche Distanz zu Lukács, für dessen im Berliner *Aufbau-Verlag* herausgegebene Festschrift Farner einen Beitrag über den „Realismus in der Malerei“ geschrieben hat.³⁷ Farner hat sich mit der von Bloch angesprochenen Publikationsgeschichte nicht aufgehalten. Bloch meint, der Gegensatz zwischen Erkennen und Verändern sei keiner.³⁸ Das sah Farner anders. Farner hat auch die Arbeiten des evangelisch reformierten Theologen Karl Barth (1886–1968) gut gekannt, dieser hat sich mit Ludwig Feuerbach etwa seit 1926 intensiv auseinandergesetzt.³⁹ Barth hat einen Zusammenhang zwischen Feuerbach und dem liberalen Protestantismus hergestellt. Für die Basler Universitätshörer wie natürlich für Farner war präsent, dass der Schweizer Gottfried Keller (1819–1890) in Heidelberg von den „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ von Feuerbach beeindruckt gewesen ist. Feuerbach ist für Keller von prinzipieller Bedeutung geworden, wie der polnisch-jüdische Philosoph Simon Rawidowicz (1897–1957) in seinem Standardwerk über Feuerbach differenziert darstellt.⁴⁰ Rawidowicz lässt den Vergleich des Verhältnisses von Keller zu Feuerbach mit jenem von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) zu Baruch Spinoza (1632–1677) gelten und meint, dass kein deutscher Dichter von Ruf sich Feuerbach so angeschlossen hätte wie eben „jener große Züricher“.⁴¹

Farner hebt die konkrete historische Situation der Thesen hervor. Es ist die Zeit nach der Niederlage von Napoleon (1769–1821), es ist die Periode des preußischen Staates mit Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), es ist das Denken von Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), der von Feuerbach mehr als in der Literatur angenommen beeinflusst worden sei,⁴² von Hegel und von Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) sowie der Kontext mit dem Wirken von Heinrich Friedrich Karl von und zu Stein (1757–1831) oder Karl August von Hardenberg (1750–1822). Farner hebt die Rolle der Arbeit im Laufe der Geschichte hervor. Sie spiegle sich bei herausragenden Denkern wider, wie bei Thomas von Aquin (1225–1274) oder bei Francis Bacon (1561–1626). Hermann Klenner (*1926) erblickt im Satz „non opinio, sed opus“ in der Vorrede zu Bacons „*Instauratio Magna*“ geradezu „die Keimzelle“

von Marxens 11. Feuerbachthese.⁴³ Farner denkt weiter an Johannes Calvin (1509–1564), an David Ricardo (1772–1823) oder Adam Smith (1723–1790).

Offenkundig gewordene Stagnationserscheinungen in der UdSSR und revolutionäre Entwicklungen in China und der Konflikt zwischen der UdSSR und China⁴⁴ haben Farner in dieser Zeit sehr beschäftigt, er nimmt darauf in seinem Vortrag direkt Bezug. Die mechanistische Geschichtsauffassung von Karl Kautsky (1854–1938) lehnt er dezidiert ab. Wichtig ist Farner, die 3. These in ihrer Bedeutung für die Erziehung hin zum Kommunismus zu unterstreichen. Diesen Ansatz hat in der Gegenwart auch Papst Franziskus (*1936), wenn er von der „guten Handhabung der Utopie“ bei der Erziehung spricht, dies bedeute nicht nur Wissen weiterzugeben.⁴⁵ Farner spricht auch an anderen Stellen von der Erziehung zum neuen, besseren, nicht auf den Konsumismus reduzierten Menschen, wobei ihm die von Mao Zedong (1897–1976) angestoßene chinesische Kulturrevolution Argumente geliefert hat. Für Farner war offenkundig, dass die Widersprüche, die in den sozialistischen Ländern mit der Sowjetunion als deren führendes Land in der Versteinigung von bürokratischen Institutionen eingetreten waren, einer sozialistischen Lösung bedurften. Mao hat gegen fatale, mit dem Bürokratismus zusammenhängende Fehlentwicklungen die Kulturrevolution aufgebieten, die naturgemäß selbst zu spezifischen Widersprüchen geführt hat. Der Widerspruch ist allerdings ein universelles Prinzip der Natur- und Gesellschaftsdiagnostik im chinesischen Denken von alters her.⁴⁶ Die Erziehung sollte nach Farner dazu führen, dass die Menschen mit der Utopie des Kommunismus vertraut bleiben. Das bedeutete für Farner nicht ein Zurück zu Marx, sondern mit Marx ein Vorwärtsschreiten. Oscar Niemeyer (1907–2012), ein Freund von Fidel Castro (*1926) hat in seinem mit einem Gedicht von Nâzim Hikmet (1902–1963) eröffneten Büchlein „*Wir müssen die Welt verändern*“ gefordert: „*Es ist die Idee, die zählt! Die Jugend und die Benachteiligten dürfen den Glauben an die Revolution nie aufgeben. Ideale sind wichtig: Ideale zu haben und für eine gerechtere Welt einzutreten, für eine Welt, in der Eintracht herrscht.*“⁴⁷

Die Philosophie der Praxis von Antonio Gramsci (1891–1937) und das Denken von Farner waren auf der gleichen Wellenlänge. Gramsci hat die 11. These nicht als eine Zurückweisung jeder Art

von Philosophie interpretiert, sondern „*als energische Bekräftigung einer Einheit von Theorie und Praxis*“.⁴⁸ In seinem Resümee vergaß Farner nicht auf Lenin hinzuweisen, der meinte, ein Kommunist müsse auch träumen können. Lenin hat diese Sentenz mit dem von ihm geschätzten Dmitri Iwanowitsch Pissarew (1840–1868) erläutert.⁴⁹

Dokumente

Die beiden hier abgedruckten Dokumente sind im Nachlass Farner, Handschriftensammlung, Zentralbibliothek Zürich überliefert. Für die Benützungserlaubnis danke ich Frau Sibylle Farner (Zürich/Thalwil) sehr herzlich. Auch danke ich der Handschriftensammlung der Zentralbibliothek Zürich für anhaltend freundliche Betreuung! Die Lebensdaten der in den Dokumenten genannten Personen sind im vorangehenden Text zur besseren historischen Einordnung ausgewiesen.

I. 1972 11 25. Basel. Vortrag von Konrad Farner beim Philosophischen Symposium „Tag der Wissenschaften“ an der Universität Basel. *Eigenhändig geschriebenes Vortragsmanuskript. Unterstreichungen, Durchstreichungen, Einfügungen und Neubeginn von Zeilen sind nicht separat ausgewiesen. Nachlass Konrad Farner. Handschriftensammlung, Zentralbibliothek Zürich.*

Marxistische Interpretation der 11. These zu Feuerbach

Es kann sich nur um einen Exkurs handeln: Marx ad Feuerbach.

Die elf Thesen zu Feuerbach sind von Marx niedergeschrieben in seinem Notizbuch zu Brüssel im Jahr 1845. Verfasst hat sie also ein 27-jähriger im Exil. Sie entsprechen dem Stil des jungen Marx: Knappheit der Einsicht, präzise, gedrängt und bestimmt im Duktus. Es ist, um mit Ernst Bloch zu reden: eine gedrängte Sammlung gedrängter Weisungen. Wahrscheinlich wurden sie notiert als Teil der Vorarbeit zur „Deutschen Ideologie“,⁵⁰ als Auseinandersetzung mit der Nachfolge Hegels.

Veröffentlicht wurden die Thesen erst 1888, also fünf Jahren nach Marxens Tod, durch Engels als Anhang zu dessen Polemik „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“.⁵¹ Feuerbach, dessen damalige grosse Wirkung (denken wir an Gottfried Keller) wir heute wieder mehr zu schät-

zen beginnen, hatte zurückgerufen vom reinen Gedanken auf die sinnliche Anschauung, vom Geist auf den Menschen als Ganzes, damit der Natur als seiner Basis. Mit andern Worten: er hat ein Anliegen der bürgerlichen Aufklärung, besonders der englischen, wieder aufgenommen und der Hypostasierung des Geistes, wie sie in der deutschen Klassik und Romantik vorgetragen worden, einen Kontrapunkt gesetzt. Feuerbach setzte die immanente Kritik der sog[enannten]. linken Hegel-Schüler (erinnert sei an Bauer und Stirner) fort, befreite sie aus dem Zwang des Hegelschen Denkens, aber er blieb in einer vagen Analyse des diesseitigen Menschen als Abstraktum stehen.

Marx nun, geleitet durch seine konkreten Erfahrungen während der Tätigkeit an der „Rheinischen Zeitung“, durch seinen Kontakt mit politischen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen, weitet jetzt die Feuerbachsche Kritik der Religion aus zu einer Kritik des Staates, der Gesellschaft, der Ökonomie.

Allerdings sei hier festgehalten: Hegel hat bereits auf den engen Zusammenhang dieser Bereiche hingewiesen – denken wir an dessen Staatsphilosophie.

Bereits 3–4 Jahre vor den Thesen zu Feuerbach nimmt Marx dazu eindeutig Stellung in seiner „Kritik der Hegelschen Staatsphilosophie“.⁵² Marx sieht richtig, dass in Hegels Unterscheidung zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat bereits mehr Gesellschaftskritik steckt als bei den Hegelschen Epigonen, eingeschlossen Feuerbach. 1843 schreibt er an [Arnold] Ruge u.a.: „Feuerbachs Aphorismen sind mir nur in dem Punkte nicht recht, dass er zu sehr auf die Natur und zu wenig auf die Politik hinweist. Das ist aber das einzige Bündnis, wodurch die jetzige Philosophie eine Wahrheit werden kann“.⁵³

Und in den ökonomisch-philosophischen Manuskripten von 1844⁵⁴ nimmt Marx erneut Stellung zu Feuerbach, positiv, weil dieser das Verhältnis des Menschen zum Menschen zum Grundprinzip seiner Theorie macht; negativ, weil dieses Verhältnis bloß abstrakt-anthropologisch gesehen wird. Einerseits weist Feuerbach auf den Menschen als sinnlichen Gegenstand hin, was ihm vom mechanischen Materialismus der Französischen Aufklärung abhebt, andererseits gelangt er nicht zur Realität der Geschichte, zur Wirklichkeit der Gesellschaft. Für Marx bleibt Feuerbach als Durchgangspunkt in der Entwicklung des modernen philosophischen Materialismus wichtiger als die Links-Hegelianer: Feuerbach setzt nach Marx eine Philoso-

phie des Menschen, mit Einschluss der Natur als seiner Basis an die Stelle einer Philosophie vom Menschen.

Was jedoch von Marx noch besonders hervorgehoben wird, ist der Umstand, dass Feuerbach in bezug auf die Dialektik hinter Hegel zurückgeht.

Dies als Vorbemerkung!

Und nun zu den elf Thesen selber!

Die herkömmliche Einteilung, sozusagen die klassische, richtet sich nach der Nummerierung:

These 1, 2, 3: Einheit von Theorie und Praxis im Denken

4, 5: Verständnis der Wirklichkeit in Widersprüchen

6, 7, 8, 9: Die Wirklichkeit selber in Widersprüchen

10 und 11: Ort und Aufgabe des Dialektischen Materialismus

Nun hat Ernst Bloch anlässlich einer Vorlesung an der Universität Leipzig 1953⁵⁵ eine andere Gruppierung vorgeschlagen, die mir persönlich weit besser scheint als die herkömmliche: es ist die Einteilung nach dem philosophischen Inhalt, nicht nach der arithmetischen Folge.

1) Die gnoseologische, also erkenntnistheoretische Gruppe

Anschauung und Tätigkeit betreffend (Thesen 5, 1, 3)

2) Die anthropologisch-historische Gruppe

Selbstentfremdung, deren wirkliche Ursache und den Materialismus betreffend (Thesen 4, 6, 7, 9 und 10)

3) Die zusammenfassende Gruppe

Theorie – Praxis	}
Beweis – Bewährung	} betreffend

(These 2 und 8)

4) Die Quintessenz, als das Losungswort (um mit Bloch zu sprechen),⁵⁶ woran sich die Geister scheiden, womit der Schritt weiter getan wird.

Das Losungswort wird zur Tat. Schluss - These (These 11)

Sachlich wird die Auseinandersetzung eröffnet

erkenntnistheoretisch mit These 5

anthropologisch-historisch mit These 4

Die Thesen 5 und 4 bezeichnen die beiden Grundlehren Feuerbachs, die Marx relativ anerkennt und über die er in den übrigen Thesen der jeweiligen Gruppen hinausgeht:

Die übernommene Grundlehre von These 5 ist die Abkehr vom abstrakten Denken, von These 4 die Abkehr von der menschlichen Selbstentfremdung im Sinne Feuerbachs.

Was nun die Analyse und den Exkurs anbetrifft, so geht in der 1. Gruppe, der erkenntnistheoretischen, wie bereits ge-

sagt, um Anschauung und Tätigkeit (Thesen 5, 1, 3). Auszugehen ist vom Sinnlichen.

Die Anschauung, nicht der von ihr abgezogene Begriff, ist und bleibt der Anfang, an dem sich jedes materialistische Denken ausweist.

Das ist revolutionär angesichts:

der spätromantischen Situation des deutschen Denkens in der Nachfolge Hegels, Schellings und Fichtes,

nach Erstarken der politischen Restauration, nach der Niederlage Napoleons (Heilige Allianz),

angesichts des preussischen Staates eines Friedrich Wilhelm IV.

Mit andern Worten:

damals war nach der Niederlage der ersten bürgerlichen Erhebung – man denke an das Scheitern des Freiherrn von Stein, das Scheitern Hardenbergs – die Flucht aus der gesellschaftlichen Realität in den reinen Geist in das reine Ich

philosophisch auf der Tagesordnung.

Der Krieg der Begriffe stand im Vordergrund, an Hermeneutikern und Exegeten fehlte es nicht. So ist Feuerbach derjenige, der eine Materialität verkündet, eine Bejahung des Diesseits, wenn auch eines abstrakten Diesseits!

Die 5. These Marxens betont nun dies:

Feuerbach ist mit dem „Kopfwesen“ nicht zufrieden, er will mit den Füßen auf dem geschauten Boden stehen.

Aber zugleich macht Marx in den Thesen 5 und 1 darauf aufmerksam, dass bei der Feuerbachschen Betrachtungsweise die Füße nicht gehen, denn es ist eine betrachtende Sinnlichkeit, keine tätige.

Weiter wirft die These 1 dem ganzen bisherigen Materialismus vor, dass die Anschauung allein „unter der Form des Objekts“ gefasst wird, nicht aber als Praxis, ohne Objekt – Subjekt – Beziehung.

Interessant ist jetzt festzustellen, dass die tätige Seite des Menschen vom philosophischen Idealismus entwickelt worden ist, nicht vom philosophischen Materialismus, aber eben nur abstrakt entwickelt.

So ist es nicht zufällig, dass der Marx'sche Begriff der Tätigkeit aus der vor-marx'schen idealistischen Erkenntnistheorie stammt, aus dem neuzeitlichen Idealismus der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, denn erst seit dem 13./14. Jhd. wird die Tätigkeit als Arbeit ethisch-philosophisch verankert – man denke an Thomas von Aquin, dann an Francis Bacon, um dann in der Theologie Calvins einen ersten Höhepunkt der Rechtfertigung zu erleben.

Der Kapitalismus steht und fällt mit der

Arbeit, sogar das Geld „arbeitet“, ist kapitalistisch tätig.

Diese neue Gesellschaft als tätige Gesellschaft, herangewachsen in den bürgerlichen Städten mit ihren Kaufhäusern, Banken und Manufakturen wird zum Zentrum der Tätigkeit schlechthin, um dann philosoph[isch] gefasst zu werden.

Wer vordem die körperlich, materiale Arbeit mehr oder weniger verachtet (man denke an die Antike, an den Feudalismus), so ist sie jetzt der eigentliche Träger der Ethik. Die Linie führt von Calvin weiter zu Ricardo und Smith.

Hegel fasst dann in seiner Phänomenologie⁵⁷ (der Feuerbach mit Unverständnis gegenüber steht) das ganze Problem neu, in dem er das Wesen der Arbeit insofern philosophisch fasst, als dass er den wirklichen Menschen als Resultat von dessen und jener Arbeit begreift; es ist der gegenständliche Mensch.

In diesem Sinne geht Feuerbach hinter Hegel zurück; Marx über Hegel hinaus: die Realdialektik von Subjekt – Objekt als Arbeit wird hier erstmals philosophisch konkret gefasst.

Marx erklärt ausdrücklich, dass Hegels Phänomenologie „auf dem Standpunkt der modernen Nationalökonomie steht“ (Ökon. polit. Manuskripte).⁵⁸

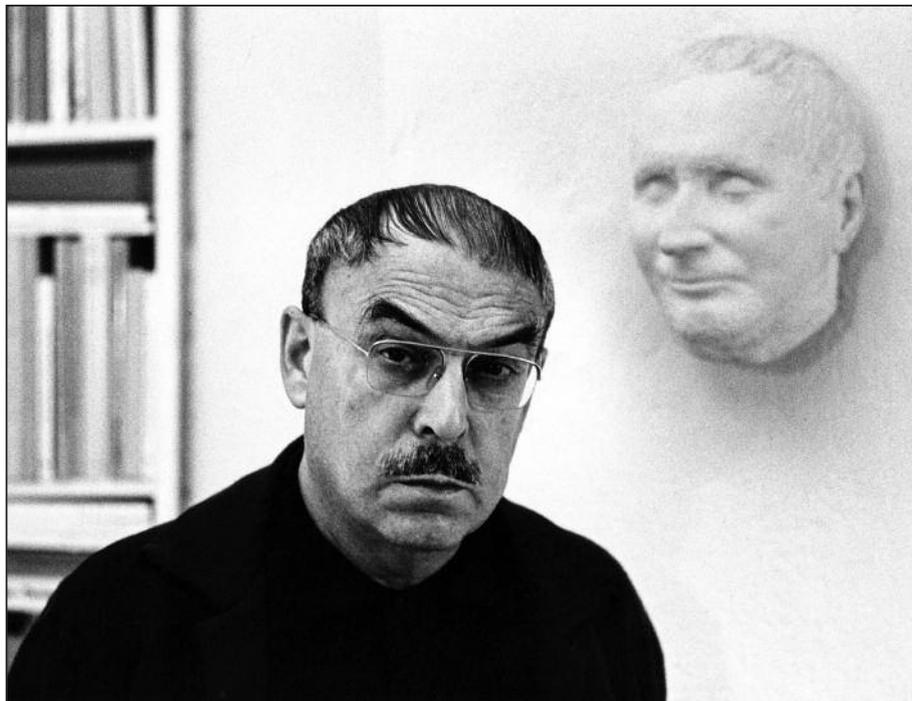
Zudem ist es nicht die Natur als solche, von der Feuerbach redet, sondern die vom Menschen analysierte, erforschte, veränderte Natur. Marx weist hier auf die moderne Gesellschaft hin, die die Natur sogar zu einer neuen Natur machen will, die dann nicht mehr jenseitig verankert ist, sondern völlig diesseitig. Aber diese Gesellschaft ist, weil sie das Produkt des Menschen, also der Gesellschaft selber ist, das Sein des Menschen, der sich selber fortwährend schafft.

Mit andern Worten: Die Unabhängigkeit der Existenz der äusseren Welt vom menschlichen Bewusstsein ist keinesfalls identisch mit der Unabhängigkeit des Seins von der menschlichen Arbeit. Denn die menschliche Tätigkeit ist selber gegenständlich, fällt aber aus der Aussenwelt nicht heraus; sie ist sowohl Innenwelt wie Aussenwelt.

Die Innenwelt ist Teil der Aussenwelt, die nicht nur erscheint unter der Form des Objekts, sondern in der Wechselwirkung Subjekt – Objekt.

Das Sein bestimmt wohl das Bewusstsein, aber es ist gerade das historisch entscheidende Sein, nämlich das gesellschaftliche, das objektives Bewusstsein enthält, mit andern Worten: gesellschaftliches Bewusstsein.

Dazu gibt die These 3 deutlichen Auf-



Konrad Farner vor der Totenmaske von Bertolt Brecht

© Liselotte Straub

schluss, sie erledigt die mechanische Milieuthorie, die behauptet, dass die Menschen nur Produkte der Umstände und der Erziehung seien.

Dieser naturalistischen Abbildtheorie, die heute wieder in der marxistischen Diskussion um den Revisionismus, also auch im Streit zwischen Moskau und Peking eine wichtige Rolle spielt, setzt die These 3 den Satz entgegen:

dass die Umstände von den Menschen verändert werden und dass die Erzieher selbst erzogen werden müssen. (Chinesische Kulturrevolution).

Das bedeutet ausdrücklich nicht, dass diese Veränderung der Umstände nun ohne Bezug auf jene objektive Gesetzmässigkeit geschehen könnte, welche auch den Subjekt- und Aktivitätsfaktor bindet.

Marx kämpfte hier einen Zweifrontenkrieg: gegen die mechanische Milieuthorie als Seins-Fatalismus

als Annahme eines mechanischen, objektiven Ablaufs der Geschichte (dem z.B. Kautsky verfallen [ist])

und gegen die idealistische Subjekttheorie, wie sie gerade heute von der Jugend häufig vertreten wird, von Spät-Anarchisten und Spät-Sozialutopisten.

Marx betont gerade als dialektischer Materialist innerhalb des Seins den subjektiven Faktor der Produktionstätigkeit, der, analog dem objektiven, ein gegenständlicher ist.

Mit andern Worten: ohne den subjektiv-objektiv begriffenen Tätigkeitsfaktor kann das Prius Sein nicht begriffen werden.

Das wäre die Quintessenz der Gruppe, die man die gnoseologische nennen kann.

Was nun die zweite Gruppe, die anthropologisch-historische anbetrifft (Thesen 4, 6, 7, 9 und 10) so nimmt die These 4 das eigentliche Thema auf

Die Entfremdung

Feuerbach entschleierte die Entfremdung allein in ihrer religiösen Gestalt, er löst, um mit Marx zu reden, „die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage auf“.

Aber: so fährt Marx fort, „er übersieht, dass nach Vollbringung dieser Arbeit die Hauptsache noch zu tun bleibt“.⁵⁹

Feuerbach leitete seine anthropologische Kritik der Religion aus der menschlichen Wunsch-Phantasie ab: Götter sind wirkliche Wesen verwandelter Herzenswünsche, eine Verdoppelung der Welt in eine imaginäre und wirkliche, wobei zudem noch der Mensch sein bestes Wesen aus dem Diesseits in ein Jenseits transportiert, sich also selber entfremdet! Er begibt sich in die Herrschaft von etwas Ausserwirklichem.

Hier setzt nun Marxens Kritik ein:

Feuerbach, der Hegel wegen dessen Begriffs-Verdinglichung getadelt hat, lokalisiert zwar sein Abstraktum Mensch empirisch, aber solcherart, dass er es dem einzelnen Individuum innewohnen lässt, gesellschaftsfrei, ohne Sozialgeschichte, zu wählen.

Hier steht Feuerbach, was allerdings Marx nicht besonders vermerkt, im Banne Fichtes. (Der Einfluss Fichtes auf Feuerbach ist meines Wissens noch zu wenig gesichtet worden – ich appelliere an die Herren Dissertanten, die hier mithören).

These 6 betont darum: (wörtlich)

„Aber das menschliche Wesen ist kein

dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“.⁶⁰

Deshalb wendet sich diese These 6 sowohl gegen Feuerbach geschichtslose Betrachtung der Menschlichkeit an sich wie (damit zusammenhängend) gegen den rein anthropologischen Gattungsbegriff dieser Menschheit als einer die vielen Individuen bloß natürlich verbindenden Allgemeinheit.

Der Wert-Begriff Menschheit wird allerdings beibehalten (so deutlich These 10). Der Ausdruck „realer Humanismus“ (womit die Vorrede der „Heiligen Familie“ beginnt),⁶¹ wird zwar von der „Deutschen Ideologie“ aufgegeben, im Zusammenhang an die Absage an die bürgerliche Demokratie, mit der Gewinnung des proletarisch-revolutionären Standpunktes.

So heisst es bei Marx:

„Der Standpunkt des alten Materialismus ist die bürgerliche Gesellschaft; der Standpunkt des neuen die menschliche Gesellschaft oder die vergesellschaftete Menschheit“.⁶²

Das Humanum steht aber nicht überall in jeder Gesellschaft „als innere, stumme, die vielen Individuen bloß natürlich verbindende“⁶³ Angelegenheit, es steht überhaupt nicht in irgendeiner vorhandenen Allgemeinheit, ganz im Gegenteil: das Humanum befindet sich in einem schwierigen komplexen Geschichtsprozess und gewinnt sich einzig mit dem Kommunismus zusammen als dieses.

Das Humanum ist Kommunismus.

Deshalb schon hebt der neue, nicht mehr bürgerliche Standpunkt den Wertbegriff Humanismus nicht auf, weil er ihn ja zu realisieren beginnt als allmähliche Aufhebung der Selbstentfremdung.

Marx nimmt somit in These 9 genau das Motiv der erkenntnistheoretischen Thesengruppe auf, jetzt contra Feuerbachs Anthropologie:

„Das Höchste, wozu der anschauende Materialismus es bringt, d. h. der Materialismus, der die Sinnlichkeit nicht als praktische Tätigkeit begreift, ist die Anschauung der einzelnen Individuen in der bürgerlichen Gesellschaft“.⁶⁴

Mit andern Worten: Die bürgerliche Gesellschaft ist die verindividualisierte Gesellschaft katexochen und Feuerbachs Anschauung ist eben Teil dieser bürgerlichen Gesellschaft. Eine Klassenschranke ist damit eindeutig notiert, dieselbe Schranke, welche in der Erkenntnistheorie Feuerbach der revolutionären Tätigkeit versperrte.

So ist die Entfremdung, die Feuerbach

konstatiert, tiefer zu sehen:

sie entspringt nicht nur einem zerrissenen, wünschenden Bewusstsein des Individuums, als religiöser Widerschein, sondern dieses wünschende Bewusstsein entspringt zuletzt der gesellschaftlichen Situation, der Geschichte als Ganzes in ihrem fortwährenden Lauf. Da sich die Geschichte immer ändert, ändert sich auch die Entfremdung, die kein gleichbleibendes Absolutum ist, dem Menschen immer immanent, sie ein gesellschaftliches Phänomen. Die Kritik hat also gesellschaftlich zu sein, geschichtlich. Erst dann ist sie materialistische Kritik. So heisst es in der „Deutschen Ideologie“: „Bei Feuerbach fallen Materialismus und Geschichte ganz auseinander. Soweit Feuerbach Materialist ist, kommt die Geschichte bei ihm nicht vor, so weit er die Geschichte in Betracht zieht, ist er kein Materialist“.⁶⁵

Nun zur dritten Gruppe als Theorie – Praxis – Gruppe. (Thesen 2 und 8)

Im Grunde ist die These 2 erkenntnistheoretisch fundiert: Während Feuerbach sich zum Gedanken als solchen negativ eingestellt hatte, weil er vom Einzelnen ins Allgemeine führe so ins Abstrakte, erschliesst sich bei Marx der Gedanke des vermittelnden Wesenszusammenhangs der Erscheinungen: der Gedanke ist als Vermittler konkret, während umgekehrt das gedankenlose Sinnliche abstrakt ist. (Hier wäre auf den „Realismus“ des Thomas von Aquin hinzuweisen).⁶⁶

Die Denkfunktion ist mehr als bloße sinnliche Anschauung, sie ist Tätigkeit, und zwar eine kritische Tätigkeit.

Wie alle Wahrheit eine Wahrheit wozu ist und es keine Wahrheit an sich gibt, um ihrer selbst, so gibt es keinen vollen Beweis einer Wahrheit aus ihr selbst als eine bloß theoretische Wahrheit.

Die Wahrheit ist immer Praxis.

So lautet die These 2:

„Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme, ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage. In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, d.h. die Wirklichkeit und Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens, das sich von der Praxis isoliert, ist eine rein scholastische Frage“.⁶⁷

Diese These erhält heute eine ganz besondere Aktualität in bezug auf den Dialog Marxist – Christ:

es geht

um die Wahrheit als Praxis

um die Philosophie als Praxis

um die Theologie als Praxis.

Bei Marx ist nun diese Praxis eine sich immer verändernde, und sie ist aufs engste mit der Theorie verbunden.

Diese Praxis ist vor allem gesellschaftliche Praxis, auf keinen Fall eine individualistische Praxis.

Bei Feuerbach ist die Praxis der Empfindung gleichgesetzt, er ist auch hierin nicht gesellschaft[lich], sondern individualistisch zentriert. In seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ heisst es:

„Die neue Philosophie ist in Beziehung auf ihre Basis (gemeint ist die Natur) selbst nichts anderes als das zum Bewusstsein erhobene Wesen der Empfindung – sie bejaht [nur] in und mit der Vernunft, was jeder Mensch – der wirkliche Mensch – im Herzen bekennt“.⁶⁸

Marx spricht in diesem Zusammenhang von „Herzensphilosophie“, die, weil sie nicht gesellschaftliche Tätigkeit ist, sondern rein individualistisches Sein, nicht genügt.

Und so komme ich zum Exkurs der letzten, der 11. These zu Feuerbach. Sie enthält das Losungswort: Engagement.

Es genügt nicht, die Welt zu interpretieren, man muss sie auch verändern. Mit andern Worten:

Es genügt nicht, von der Schiffahrt zu reden,

man muss Columbus [(1451–1506)] sein es genügt nicht, Utopia zu schreiben, und Revolution zu schreiben,

man muss Revolutionär sein

es genügt nicht, Passivmitglied im Verein zur Weltverbesserung zu sein,

man muss Aktiv-Mitglied sein,

es genügt nicht, vom Engagement zu reden, man muss Engagierter sein

es genügt nicht, ein Besserwisser zu sein, man muss auch ein Besser-Könnler sein

es genügt nicht, Einsicht zu haben,

man muss auch Aussicht haben,

nicht Aussicht des Tages,

sondern Aussicht in bezug auf die Menschengeschichte.

Marx hat mit seiner elften These zu Feuerbach das Fenster für diese Aussicht weit geöffnet.

II. 1972 11 25. Basel. Tischvorlage von Konrad Farner für das Philosophische Symposium „Tag der Wissenschaften“ an der Universität Basel.

Maschineschrift. Nachlass Konrad Farner. Handschriftensammlung, Zentralbibliothek Zürich.

Stellungnahme eines Marxisten zu [Karl Marx, 11. These über Feuerbach](#)

Diskussionsvotum

* Marxens These 11 über Feuerbach:

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt darauf an, sie zu verändern“,⁶⁹

kann nur im Zusammenhang mit den vorherigen zehn Thesen begriffen werden.

* In allen elf Thesen geht es um die Praxis des Menschen in der vom Menschen getätigten Geschichte, und diese Praxis ist: dialektisch

kritisch

schöpferisch

verändernd

offen

geschichtlich

gesellschaftlich

engagiert

revolutionär

* Diese umfassende Praxis ist Inhalt dessen, was man MARXISMUS nennt.

* Der Marxismus fußt erkenntnistheoretisch auf dem Dialektischen Materialismus – Dialektik verstanden als ewiges Verändern aus immanenter Gegensätzlichkeit heraus; Materialismus verstanden als gesamthaft, alles umfassendes Sein, das somit das Werden beinhaltet.

* Der Marxismus ist keine Philosophie im klassischen Sinne; noch weniger eine philosophia perennis, im Gegenteil, er ist Teil des Veränderns und verändert sich somit fortwährend selber. Der Marxismus ist eine Philosophie der Praxis.

* Die Frage ist offen und bis heute innerhalb des Marxismus umstritten, ob der Marxismus als Ontologie gefasst werden kann; es würde sich dann allerdings um eine Dialektische Ontologie handeln und die Realdialektik wäre Voraussetzung der Denkdialektik, weiter gefasst: die Dialektik der Natur wäre die Voraussetzung der Dialektik des Menschen und diese der Dialektik des Denkens; alles wäre zu subsummieren unter dem Begriff: Realdialektik.

* Die marxistische Erkenntnistheorie reicht eo ipso über das bloße Erkennen hinaus, sie wird zur Welt-Veränderung und in weiterer Folge zum Welt-Bild oder zur Welt-Anschauung, die jedoch nicht beim Anschauen verbleibt.

* Diese Weltanschauung ist, da sie wissenschaftlich fundiert sein will, grundsätzlich kritisch. Sie ist realistisch als Kenntnis, tätig als Erkenntnis, revolutionär als Bekenntnis. Sie ist offen gegenüber neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen.

* Dieses Weltanschauung ist, da wir uns erst am Beginn des „wissenschaftlichen Zeitalters“ befinden, noch behaftet mit Ideologie, die jedoch zugunsten der Wissenschaft stetig abgebaut wird.

* Dieses Weltanschauung ist zugleich

offen gegenüber der Utopie als „Prinzip Hoffnung“, da die Hoffnung immanent ist dem tätigen Menschen. Utopie steht nicht in Gegensatz zur Wissenschaft, sondern ist deren Ergänzung oder Voraussetzung: ohne Utopie keine Entwürfe oder Modelle als Analogien (Lenin: „Der Kommunist muss träumen können!“).⁷⁰

* Der Marxismus als Fazit der These 11 über Feuerbach ist immer coincidentia oppositorum⁷¹ von:

Theorie – Praxis

Denkdialektik – Realdialektik

Subjekt – Objekt

Indeterminismus – Determinismus

Freiheit – Zwang

Konstruktion – Destruktion

Vergangenheit – Zukunft

Individuum – Gesellschaft

Individualethik – Sozialethik

Evolution – Revolution

als Gleichzeitig – Gegensätzlich – Sich-durchdringendes. Jede Verabsolutierung einer einzelnen Kategorie ist ebenso ausgeschlossen wie jede Abstraktion als solche.

* Für den Marxisten existiert keine abstrakte Wahrheit, nur eine konkrete; es existiert keine absolute Wahrheit als gleichbleibende, ontische Wahrheit, sondern nur als Summe unendlich vieler relativer, geschichtlicher Wahrheiten, die die absolute Wahrheit wohl als erkenntnistheoretische Zielsetzung kennen, sie jedoch realiter nie erreichen werden. Es gibt keine Wahrheit an und für sich, sondern nur für oder in etwas.

* Für den Marxisten gibt es kein Abstraktum Mensch, ebenfalls kein Abstraktum Humanismus. Humanismus ist nach These 11 über Feuerbach nichts anderes als konkreter Einsatz und konkrete Einbeziehung aller verändernder Gegebenheiten der Geschichte in das „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“.

Anmerkungen:

1/ Karl Jaspers: Aneignung und Polemik. Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Philosophie. München 1968.

2/ Georg Lukács: Die Zerstörung der Vernunft. Der Weg des Irrationalismus von Schelling zu Hitler. Berlin 1955, S. 413; vgl. auch Wolfgang Fritz Haug: Existenzialismus, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3. Hamburg 1997, Sp. 1116–1131.

3/ So Golo Mann: Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland. Frankfurt/M. 1986, S. 332.

4/ Vgl. Manfred Buhr: Tendenzen, grundlegende Denkweisen, Krise der spätbürgerlichen Philosophie, in: ders. (Hg.): Enzyklopädie zur bürgerlichen Philosophie im 19. und 20. Jahrhundert. Leipzig 1988, S. 38–43, hier S. 41.

5/ Brief Saner an Farner vom 5.6.1972. Nachlass Farner, Handschriftensammlung, Zentralbibliothek Zürich.

6/ In dem von Wolfgang Beutin, Hermann Klenner und Eckart Spoo hg. Buch: Lob des Kommunismus. Alte und neue Weckrufe für eine Gesellschaft der Freien und Gleichen. Hannover 2013, ist Farner mit einem kennzeichnenden Zitat aufgenommen (S. 173–177).

7/ Eigenhändig geschriebenes Vortragsmanuskript. Handschriftliche Verbesserungen bzw. Durchstreichungen wurden nicht berücksichtigt. Tischvorlage, maschineschriftlich mit eigenhändigen Verbesserungen und eigenhändigem Nachtrag. Es sind die hier erstmals abgedruckten Texte also keine strikt historisch-kritische Edition. Nachlass Konrad Farner. Zentralbibliothek Zürich, Handschriftensammlung.

8/ Dorothee Sölle/Klaus Schmidt (Hg.): Christentum und Sozialismus. Vom Dialog zum Bündnis. Stuttgart u.a. 1974.

9/ Lob des Kommunismus, S. 184.

10/ Nachlass Farner, Handschriftensammlung, Zentralbibliothek Zürich.

11/ Vorangestellt sind hier die Thesen zu Feuerbach von Marx nach dem 1888 von Friedrich Engels veröffentlichten Text, in: MEW, Bd. 3. Berlin 1969, S. 533–535. Konrad Farner zitiert aber auch nach der Veröffentlichung des Marx-Engels-Lenin-Instituts, Moskau 1932, in: ebd., S. 5–7 (mit Faksimile der 11. These S. 3). Wissenschaftlicher Abdruck der Thesen in der seit 1975 erscheinenden neuen Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), Bd. 3 der IV. Abteilung. Berlin 1998, S. 19–21. Zu den Thesen vgl. z.B. Georges Labica: Karl Marx. Thesen über Feuerbach., Hamburg 1998 (Argument-Sonderband, N.F. 243); Wolfgang Fritz Haug: Feuerbach-Thesen, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 4. Hamburg 1999, Sp. 402–420.

12/ Robert Owen (1771–1858), englischer utopischer Sozialist.

13/ Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten, in: MEW 3 (1969), S. 9–535.

14/ Karl Marx/Friedrich Engels/Joseph Weydemeyer: Die deutsche Ideologie: Artikel, Druckvorlagen, Entwürfe, Reinschriftfragmente und Notizen zu I. Feuerbach und II. Sankt Bruno, in: Marx-Engels-Jahrbuch 2003. Berlin 2004. Dazu Hermann Klenner: Die nagende Kritik der Mäuse. Zur Ideologie überhaupt, namentlich der deutschen – neues Marx-Engels-Jahrbuch, in: *Neues Deutschland*, 18.11.2004.

15/ MEW 4 (1972), S. 37–39, hier S. 38.

16/ Werner Schuffenhauer (Hg.): Ludwig Feuerbach, Gesammelte Werke, Bd. 9. Berlin 1970, S. 16–62.

17/ Ebd., Bd. 5. Berlin 1974.

18/ Vgl. Herbert Hörz: Marxistische Philosophie

- und Naturwissenschaften. Berlin 1974, S. 177.
- 19/ W. I. Lenin: Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus, in: Werke, Bd. 19. Berlin 1973, S. 3–9, hier S. 4f.
- 20/ Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Revidierter Sonder-Abdruck aus der „Neuen Zeit“. Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach vom Jahre 1845. MEW 21 (1973), S. 261–307; hier S. 264.
- 21/ Z.B. Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 4, Sp. 406 (11. These); so auch in Antonio Gramsci: Gefängnishefte, Bd 6. Philosophie der Praxis, Hefte 10 und 11. Hamburg 1994, A 582 (3a).
- 22/ Hermann Klenner danke ich in tiefer Verehrung für seine jahrzehntelange freundschaftliche und geduldige Begleitung!
- 23/ Ernst Bloch: Keim und Grundlinie. Zu den Elf Thesen von Marx über Feuerbach, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 1. Jg. (1953), S. 237–261; wiederabgedruckt in veränderter Fassung in: ders.: Das Prinzip Hoffnung, Bd. 1. Frankfurt/M. 1969, S. 288–334, hier S. 319; Erstfassung abgedruckt in: Erich Thies (Hg.): Ludwig Feuerbach. Darmstadt 1976 (Wege der Forschung, Bd. CDXXXVIII), S. 62–10; vgl. Helmut Seidel: Ernst Bloch zu Marxens Thesen über Feuerbach, in: Manfred Neuhaus/Helmut Seidel (Hg.), Ernst Blochs Leipziger Jahre. Beiträge des fünften Walter Markov-Kolloquiums. Schkeuditz 2001, S. 77–81; Helga E. Hörz/Herbert Hörz: Ist Egoismus unmoralisch? Grundzüge einer neomodernen Ethik. Berlin 2013, S. 153 diskutieren Herausbildung und Standpunkte der Praxisphilosophie und begründen ihre „kritische Sicht auf die Auffassung der Dialektik bei Bloch in Verbindung mit seinem Prinzip Hoffnung bei Hochschätzung des humanistischen Anliegens von ihm“.
- 24/ Bloch, Prinzip Hoffnung, 1, S. 321.
- 25/ Alfred Hrdlicka: Die Ästhetik des automatischen Faschismus. Essays und neue Schriften. Wien, Zürich 1989, S. 47.
- 26/ Ebd., S. 47.
- 27/ Ebd.
- 28/ Edition Exodus, Bd. 1. Luzern 1995; Bd. 2., Luzern 1996.
- 29/ Enrique D. Dussel: Theologie der Befreiung und Marxismus, in: *Mysterium Liberationis*, Bd. 1, S. 99–130, hier S. 115.
- 30/ Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band. Frankfurt/M. 1990, S. 723 („An die Nachgeborenen“, S. 722–725).
- 31/ Jon Sobrino: Der Preis der Gerechtigkeit. Briefe an einen ermordeten Freund. Würzburg 2007 (Ignatianische Impulse, Bd. 25), S. 71.
- 32/ Ders.: Theologisches Erkennen in der europäischen und in der lateinamerikanischen Theologie, in: Karl Rahner (Hg.): Befreiende Theologie. Stuttgart 1977, S. 123–143, hier S. 128.
- 33/ Das Prinzip Hoffnung, 1, S. 316.
- 34/ Karl Korsch: Marxismus und Philosophie. Frankfurt/M., Köln 1975, bes. S. 152 („Es ist in ihnen [in den 11 Thesen] vielmehr die gesamte philosophische Grundanschauung des Marxismus in unerhört kühner Folgerichtigkeit und leuchtender Klarheit zum Ausdruck gebracht“).
- 35/ Durchschlag des maschinengeschriebenen Briefes an den *Aufbau-Verlag* (Berlin) vom 4.2.1955. Nachlass Konrad Farner. Zentralbibliothek Zürich, Handschriftensammlung.
- 36/ *Sinn und Form*, 8. Jg. (1956), S. 255–275.
- 37/ Berlin 1955, S. 34–61.
- 38/ Bloch, Prinzip Hoffnung I, S. 323.
- 39/ Karl Barth: Ludwig Feuerbach. Zwischen den Zeiten 5 (1927), S. 11–40, wiederabgedruckt in: Thies, Feuerbach, S. 1–32; ebd. John Glasse: Barth zu Feuerbach, S. 165–201.
- 40/ Simon Rawidowicz: Ludwig Feuerbachs Philosophie. Ursprung und Schicksal. Berlin 1964, S. 372–384.
- 41/ Ebd. S. 384.
- 42/ Vgl. Manfred Buhr (Hg.): Enzyklopädie zur bürgerlichen Philosophie, wiederholt.
- 43/ Francis Bacon: Über die Würde und die Förderung der Wissenschaften. London 1605/1623. Freiburg 2006, S. 746f.
- 44/ Vgl. Domenico Losurdo: Die Dialektik der Revolution. Rußland und China im Vergleich, in: *Topos*, Heft 18: China. Napoli 2001, S. 35–57.
- 45/ Ansprache von Papst Franziskus am 28. Februar 2014, in: *L'Osservatore Romano*, Nr. 12, 21.3.2014, S. 10.
- 46/ Vgl. Hans Heinz Holz: >Die Welt ist im Umsturz<. Zum 25. Todestag Mao Ze dongs, in: *Topos*, Heft 18: China. Napoli 2001, S. 19–33.
- 47/ Oscar Niemeyer: Wir müssen die Welt verändern. München 2013, S. 35.
- 48/ Gramsci, 6, S. 1282.
- 49/ W. I. Lenin: Was tun? (1902), in: Werke 5 (1978), S. 355–551, hier S. 529f. („Träumen müssen“).
- 50/ Die Feuerbach-Thesen, die Farner aus MEW 3, S. 5–7 und S. 533–535 entnimmt, stehen zwar in einem inhaltlichen, aber in keinem strukturellen Zusammenhang zur „Deutschen Ideologie“. Siehe oben im Text!
- 51/ Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Revidierter Sonder-Abdruck aus der „Neuen Zeit“. Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach vom Jahre 1845. MEW 21 (1973), S. 259–307.
- 52/ Karl Marx: Kritik des Hegelschen Staatsrechts (§§ 261–313), in: MEW 1 (1956), S. 201–333. Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Nach der Ausgabe von Eduard Gans hg. und mit einem Anhang versehen von Hermann Klenner. Berlin 1981.
- 53/ Marx aus Köln an Arnold Ruge in Dresden am 13. März 1843, in: MEW 27 (1973), S. 416–418, hier S. 417.
- 54/ Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: MEW, Ergänzungsband 1. Teil (1968), S. 465–588.
- 55/ Wie Anm. 23.
- 56/ Bloch, Das Prinzip Hoffnung I, S. 319.
- 57/ Z.B. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1973. Marx 1844: „Man muß beginnen mit der Hegelschen Phänomenologie, der wahren Geburtsstätte und dem Geheimnis der Hegelschen Philosophie“. MEW, Ergänzungsband 1. Teil (1981), S. 571.
- 58/ MEW, Ergänzungsband 1. Teil, S. 574: „Hegel steht auf dem Standpunkt der modernen Nationalökonomie. Er erfaßt die Arbeit als das Wesen, als das sich bewährende Wesen des Menschen; er sieht nur die positive Seite der Arbeit, nicht ihre negative.“
- 59/ MEW 3, S. 534.
- 60/ Ebd.
- 61/ Friedrich Engels/Karl Marx: Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Konsorten. MEW 2 (1972), S. 3–223, S. 7: „Der reale Humanismus hat in Deutschland keinen gefährlicheren Feind als den Spiritualismus oder den spekulativen Idealismus [...]“.
- 62/ Vgl. MEW 3, S. 7 und S. 535.
- 63/ MEW 3, S. 534.
- 64/ Vgl. MEW 3, S. 7 und S. 535.
- 65/ MEW 3 (1969), S. 45: „Soweit Feuerbach Materialist ist, kommt die Geschichte bei ihm nicht vor, und soweit er die Geschichte in Betracht zieht, ist er kein Materialist. Bei ihm fallen Materialismus und Geschichte ganz auseinander, was sich übrigens schon aus dem Gesagten erklärt“.
- 66/ Konrad Farner hat sich in seiner Dissertation mit dem Realismus von Thomas von Aquin (1225–1274) in Hinblick auf das Eigentum befasst: Der auf Thomas von Aquin überkommene christliche Eigentumsbegriff. Die Ursache des scheinbaren Widerspruchs in der Sichtung der thomistischen Eigentumsauffassung. Bern 1947.
- 67/ Vgl. MEW 3, S. 5 und S. 533.
- 68/ Neuausgabe von Ludwig Feuerbach: Entwürfe zu einer Neuen Philosophie. Philosophische Bibliothek 447. Hamburg 1996, hier S. 78. Im Text von Farner keine Kursivauszeichnung.
- 69/ Vgl. MEW 3, S. 7 und S. 535.
- 70/ So sinngemäß. Vgl. Anm. 49.
- 71/ „Zusammenfall der Entgegengesetzten“. Vgl. Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Hamburg 2013, S. 128f.

www.klahrgesellschaft.at

- Sämtliche Beiträge aus den „Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft“ 1994–2014 im Volltext.
- Übersicht über aktuelle und bisherige Veranstaltungen der AKG seit 1993.
- Bibliographie zur Geschichte der Kommunistischen Partei Österreichs.
- Publikationen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT und Bestellmöglichkeit.

„Wenn man weiß, was er mitgmacht hat, entschuldigt man alles!“

Frauen erzählen von ihrer Ehe mit einem Widerstandskämpfer

MARGARETHE ANZENGRUBER

Im Zentrum meines Forschungsinteresses stehen Frauen, alte Frauen, Frauen, deren Ehemänner als Widerstandskämpfer gegen Austrofaschismus und Nationalsozialismus verfolgt worden waren. Die Namen der Männer sind in Archiven festgehalten, die ihrer Ehefrauen werden nirgends erwähnt. Solche Leerstellen sind in der Erinnerungskultur keine Besonderheit. Weibliche Erfahrungen galten und gelten nur all zu oft als nicht wichtig und würdig genug, um aufgezeichnet, gesammelt und für die Zukunft bewahrt zu werden.

Dass das Leben vieler Frauen ein „gewöhnliches“, bedeutungsloses sei, davon waren die Ehefrauen von Widerstandskämpfern, die für ein Interview gewonnen werden konnten, selbst überzeugt. Sie verstanden sich „nur“ als Zeuginnen des Lebens ihrer Ehemänner. Gewiss sind sie das auch, sie wissen von den psychischen Auswirkungen der Verfolgungen, sie saßen bei Veranstaltungen, bei Vorträgen ihrer Männer oder bei deren offiziellen Ehrungen in der zweiten Reihe, von der Öffentlichkeit meist unbemerkt, manchmal nahmen sie den Blumenstrauß als „treue Ehefrau und Gefährtin“ entgegen. Ihr Leben aber erscheint ihnen selbst nicht wichtig genug, um aufgezeichnet zu werden. Dies war auch einer der Gründe, abgesehen von hohem Alter oder Krankheit, warum es schwierig war, Frauen zu finden, die zu einem Gespräch bereit waren, und noch bei den ersten Kontaktgesprächen war es nicht leicht, sie davon zu überzeugen, dass ihre Person, ihre Geschichte, ihre Erfahrungen wichtig seien und die Geschichte ihrer Männer nicht im Vordergrund stünde. In den ersten telefonischen Kontaktgesprächen war deutlich die Überraschung der Frauen zu spüren, dass jemand an ihrem Leben Interesse hätte, das doch nichts Erzählenswertes beinhalte, das doch „ganz normal“ gewesen sei. „Mein Mann hätte Ihnen was erzählen können, aber ich?“ Waren die Frauen von ihrer Bedeutung als Interviewpartnerinnen vor den Interviews nur sehr schwer zu überzeugen, so waren sie am Ende der Gespräche oft selbst erstaunt: „Ich hab gar nicht gewusst, dass

ich eigentlich ein interessantes Leben gehabt habe!“

Die Suche nach Gesprächspartnerinnen, nach noch lebenden Ehefrauen von Widerstandskämpfern gestaltete sich schwierig. Der Gang durch die verschiedenen Institutionen und Verbände hatte wenig Erfolg. Es waren vielmehr persönliche Kontakte, die zu Ansprechpersonen führten. Die Gesprächspartnerinnen in diesem Buch sind alle dem sozialdemokratischen und kommunistischen Lager zuzuordnen. Die befragten Frauen leben in Niederösterreich, Wien, Linz und in Kärnten. Die Beschränkung auf das parteipolitische und regionale Umfeld der Frauen bedeutete aber auch, dass es, sozialstatistisch betrachtet, eine homogene Gruppe war, die für die Befragung zur Verfügung stand.

Elf Frauen waren schließlich bereit, aus ihrem Leben zu erzählen, damit einverstanden, die Gespräche aufzunehmen und zu veröffentlichen. Ihre Namen wurden aber anonymisiert. Die älteste Frau ist 1919 geboren, die jüngste 1930. Nur zwei von ihnen haben ihren späteren Mann bereits vor bzw. während des Zweiten Weltkriegs gekannt, alle anderen erst nach Kriegsende. Geheiratet haben sie alle erst nach 1945. Zwei Ehen blieben kinderlos, nur eine Frau hat drei Kinder, derentwegen sie auch – als einzige Frau – nicht berufstätig war.

Auf das Leben der elf Ehemänner und deren Widerstandstätigkeiten, auf ihre Verfolgungen wurde aus zwei Gründen nicht näher eingegangen: Zum einen stand nicht ihr Leben, sondern das ihrer Frauen im Zentrum des Forschungsinteresses. Zum andern galt es, die Anonymität der Frauen zu wahren – durch biographische Angaben zu den einzelnen Männern wäre dies nicht möglich gewesen, weil einige von ihnen durch ihre Autobiographien und Vorträge in der Öffentlichkeit bekannt sind. Hier nur soviel: Acht der elf Männer gehörten kommunistischen Widerstandsgruppen an, sie wurden verraten, von der Gestapo gefangen genommen und gefoltert. Sechs wurden wegen Hochverrats in verschiedenen Konzentrationslagern bis zu ihrer Befreiung 1945 gemartert, zwei wurden nach

längeren Gefängnisaufenthalten als „Wehrdienstunwürdige“ in die berüchtigten Strafeinheiten gepresst. Ein Slowene kämpfte in Kärnten nach der Vertreibung seiner Familie von Haus und Hof bei den Partisanen. Sechs Jahre überlebte ein republikanischer Spanier das KZ Mauthausen. Ein überzeugter Sozialist wurde von der Gestapo wegen widerständigen Verhaltens gefangen genommen und nach Einstellung des Verfahrens in die Wehrmacht eingereiht. Gegen Kriegsende schloss er sich einer Widerstandsgruppe im Militär an, die im Raum Niederösterreich gegen die Waffen-SS kämpfte.

Das Forschungsinteresse galt also dem Leben der Ehefrauen. Nicht ihrer Biographie in chronologischer Abfolge sollte nachgegangen werden, sondern das Ziel der Arbeit war es, Antworten auf die Frage zu finden, wie weit die besondere Biographie der Männer das Eheleben beeinflusst, wie sehr sie das Leben der Frauen geprägt hat und nicht zuletzt, ob und wie die Erfahrungen der Frauen den gegenwärtigen Umgang mit ihrer Vergangenheit und ihre Handlungsorientierung konstituieren. Aus der Analyse der Interviews ergaben sich drei Schwerpunkte: Erzählungen, Reflexionen der Frauen und ihre Schwierigkeiten, aber auch ihre Lust am Erzählen.

Erzählungen

Die „Erzählungen“ der Frauen berichten von ihrer Jugend, vom Kennenlernen ihrer späteren Ehemänner und von der Hochzeit. Aus den Jugenderzählungen konnten für alle elf Frauen Gemeinsamkeiten festgestellt werden, Gemeinsamkeiten des sozialen Umfelds, der politischen Gesinnung der Herkunftsfamilien, des Wissens um Verfolgung von Freunden und Familienmitgliedern in der austrofaschistischen und nationalsozialistischen Zeit.

Alle Frauen kommen aus sehr einfachen, ärmlichen Verhältnissen. In Kindheit und Jugend haben sie Fabriksarbeit, niedrigste Lohnarbeit der Eltern kennen gelernt. Die schulische Laufbahn erstreckte sich bei fast allen Frauen nur auf die Pflichtschuljahre, manche haben die Schule schon vorzeitig abgebrochen, weil sie arbeiten mussten, um Geld zu verdienen.

nen. In diesem sozialen Umfeld spielte die politische Gesinnung der Familienmitglieder eine entscheidende Rolle. Prägend für die jungen Frauen waren die sozialistischen und marxistischen Ideologien, das dominierende Weltbild ihrer Eltern und Freunde. Weil diese meist Mitglieder der in der Zeit des Austrofaschismus verbotenen Sozialdemokratischen oder Kommunistischen Partei waren, wurden Väter und ältere Brüder arbeitslos, wegen Widerstandstätigkeit verhaftet und mit Beginn des Nazi-Regimes eingesperrt und verfolgt. Die Frauen erlebten in dieser Zeit hautnah, was es bedeutet, „im aufrechten Gang“, wie es eine Frau formuliert, zu einer Gesinnung zu stehen, und auch, dass dieser aufrechte Gang gefährlich war und gebrochen werden konnte.

Wenn die Frauen von den Erlebnissen von Verfolgung und Widerstand erzählen, dann tun sie dies sehr ausführlich, sehr lebendig, Gefühle tauchen im Zusammenhang mit den Erinnerungen auf, Weinen kann nur schwer unterdrückt werden. Widerstand ist für sie kein abstrakter Begriff, sondern, wenn auch nicht selbst gelebt, so doch mit-erlebte Realität.

Sozialisation und die besonderen Konstellationen der Jugendjahre hatten große Bedeutung und Einfluss auf die ersten Begegnungen der Frauen mit ihren späteren Ehemännern. Eine immer wiederkehrende Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens ist bei fast allen Frauen die Erfahrung von Widerstand und widerständigem Verhalten. Im Laufe der Gespräche betonten sie auch mit einem gewissen Stolz von ihrem eigenen widerständigen Verhalten in verschiedenen Lebenssituationen. Männer, die Widerstand geleistet haben und leisten, die „sich nichts gefallen lassen“, denen zollen sie grundsätzlich ihren Respekt. Mag der Zufall auch bei ersten Begegnungen eine Rolle gespielt haben, so sind doch die nähere Bekanntschaft und die eheliche Partnerschaft sicher auch von der beiderseitigen Wertschätzung, Widerstand leisten zu können, getragen.

Noch ein Aspekt verbindet die Jugendzeit mit der Wahl der Ehemänner, nämlich die Beziehung der Frauen zu ihren Vätern. Wenn die Frauen von ihren Vätern erzählen, dann heben sie immer deren positive Seiten hervor, und in vielen Episoden aus dem Alltag schwingt der Stolz auf den Vater mit, vor allem der Stolz auf seine politische Gesinnung, auf seine Widerständigkeit. Töchter sind aber nicht nur auf den Vater stolz, sie sind auch der Stolz des

Vaters, diese Genugtuung ist aus den Erzählungen der Frauen deutlich herauszuhören. Die Mütter werden in den Erzählungen durchwegs nur auf Nachfrage ganz kurz erwähnt. Dass die Vater-Tochter-Beziehung für die Wahl des Ehepartners nicht ohne Einfluss bleibt, wird vor allem durch die Psychoanalyse bestätigt, die festgestellt hat, dass die Wahl des Partners und seine Beziehung zu ihm in der Regel nach dem Muster der Beziehung zum Vater gestaltet sind. Man kann mit einiger Sicherheit sagen, dass die Beziehungen der Gesprächspartnerinnen zu ihren widerständigen Vätern ihre Lebenskonstruktion geprägt haben, die Regeln beeinflusst haben, nach denen sie ihr Leben ausrichteten und den zukünftigen Ehemann – den Widerstandskämpfer – gewählt haben. Erwähnt werden muss auch, dass mit zwei Ausnahmen die Frauen nach Kriegsende in linken Parteiorganisationen mehr oder weniger aktiv waren, und sie haben ihre späteren Ehemänner im Zusammenhang mit ihren Aktivitäten in der sozialdemokratischen und kommunistischen Partei kennen gelernt.

Mit Ausnahme von zwei Frauen bestand zwischen dem Kennenlernen in den ersten Jahren nach Kriegsende und der Eheschließung ein relativ langer Zeitraum. Man könnte annehmen, dass die Männer, nach Verfolgung und Gefangenschaft, an einer Realisierung der in der Haft phantasierten Idylle „Familie“ und damit an einer raschen Eheschließung interessiert gewesen sein müssten. Dies mag allgemein für viele Männer zutreffen, aber nicht für die Ehemänner der Gesprächspartnerinnen. Sie waren fast alle viel stärker daran interessiert, am Aufbau der Demokratie im Rahmen ihrer Parteiorganisation aktiv mitzuarbeiten, die Familiengründung war diesem Ziel untergeordnet. Aber auch die Frauen wollten nicht schnell heiraten, denn Heirat bedeutete den zeitweisen oder gänzlichen Verzicht auf die Berufstätigkeit. Schwangerschaft und Kindererziehung machten einige Frauen zu „Nur“-Hausfrauen, zumindest für eine gewisse Zeit, alles Situationen, mit denen keine zufrieden war.

Mit den Erzählungen über das Kennenlernen und vor allem über die Heirat änderte sich die Erzählhaltung, die Erzählweise bei allen Frauen. Wenn sie von ihrer Jugend berichteten, so waren es lebendige Bilder. Noch einmal führten sie sich die Geschehnisse vor Augen, lebendig gewordene Erinnerungen. Dies änderte sich bei den Erzählungen über

ihre späteren Ehejahre. Von nun an ist es eher ein Innehalten und Nachdenken über sich selbst, über Erfahrungen oder versäumte Möglichkeiten.

Die Erzählungen vom gemeinsamen Eheleben sind in zwei große Abschnitte gegliedert: Erzählungen von einer „ganz gewöhnlichen“ Ehe und von der „besonderen“ Ehe mit einem Widerstandskämpfer. Über gesellschaftliche Tendenzen des Zusammenlebens in der Familie, über die ideologische Untermauerung der als typisch weiblich bzw. als typisch männlich definierten Geschlechtscharaktere, über das Bild der Frau und ihre Stellung in Familie und Erwerbsleben in der Zeit nach 1945 ist viel geforscht und geschrieben worden. Dennoch wurde der „gewöhnlichen“ Ehe der Frauen ein breiteres Augenmerk geschenkt. Notwendig war der Blick auf die traditionellen hierarchischen Familienstrukturen, auf die ideologische Untermauerung der als typisch weiblich bzw. als typisch männlich definierten Geschlechtscharaktere, vor allem auf die Aufgaben und auf die Rolle der Frauen, die ihnen von der Nachkriegsgesellschaft zugeschrieben wurde und die sie sich selbst zuschrieben.

Das Erzählen von der zeit- und generationsgemäßen traditionellen Ehe machte meinen Gesprächspartnerinnen Schwierigkeiten: zu gewöhnlich, zu selbstverständlich waren und sind für sie die Ereignisse und Erfahrungen, um erzählt zu werden. Die Selbstverständlichkeiten der Aufgaben und Pflichten einer Ehefrau und Mutter, einverleibt bis heute, stießen auch an die Grenzen des Erzählens. Auch wenn die Männer nach ihrer Befreiung aus KZ oder Gefängnis nicht sofort eine Heirat ins Auge fassten, so war für sie eine Familiengründung eine Selbstverständlichkeit. Diese Selbstverständlichkeit beruht auf traditionellen Vorstellungen von der Gestaltung eines erfüllten Lebens und wurde besonders in den Nachkriegsjahren durch den Wunsch nach Sicherheit und Ordnung verstärkt. Es ist die traditionelle Kleinfamilie, in der die Frauen leben, von der sie erzählen, die sie fast verklären, wenn sie sie mit heutigen Familienverhältnissen ihrer Enkelkinder vergleichen. „Bei uns hat es eben noch ein Familienleben gegeben“, betonen sie mit Überzeugung. Die Selbstverständlichkeit, die Kleinfamilie als natürliche Sozialform zu betrachten, wurde von bürgerlich-konservativen und katholischen Kreisen forciert, aber die Idealisierung war – wie die Aussagen meiner Interviewpartnerinnen beweisen – auch in politisch linken Kreisen nachweisbar.

Das Schweigen der Männer

Nachdem das Bild der traditionellen Ehe nachgezeichnet wurde, konnte auf die Besonderheiten der Ehe mit einem Widerstandskämpfer eingegangen werden. Erst dann wurden die „besonderen“ Anforderungen an die Frauen im Zusammenleben mit einem Widerstandskämpfer erkennbar und verständlich. Die Besonderheit besteht zunächst in der einfachen Tatsache, dass die Frauen mit Widerstandskämpfern verheiratet sind bzw. waren. Wohl mussten viele Männer nach dem Krieg mit ihren Erlebnissen als Soldaten oder Kriegsgefangene fertig werden, aber die Opfer des Terrorregimes – und dazu gehörten die politisch Verfolgten – hatten besonders an der Last von Verfolgung, Gefängnis, Folter und Konzentrationslager zu tragen, hatten Traumatisierungen erlitten, auch wenn diese nicht bewusst waren. Keiner der Ehemänner hätte zugegeben, darunter zu leiden oder gar therapeutische Hilfe anzunehmen. Ein sehr aktiver Widerstandskämpfer, der vier Jahre lang im Konzentrationslager Buchenwald verbringen musste, bei einem Gespräch vorsichtig auf eine mögliche „Traumatisierung“, deren Auswirkungen und Therapiemöglichkeiten angesprochen, wies dies mit großer Heftigkeit, ja fast Aggressivität zurück: Erinnerungen, Bilder, Träume: ja, Trauma und psychische Folgen: absolut nein. Zugegeben wurden medizinische Auswirkungen von Haft, Folter und Entbehrung, aber allein schon der Begriff „psychischer Schaden“ wurde vehement abgewehrt. Die Begründung für die Leugnung eines Traumas liegt sicher in der Überzeugung, auf der richtigen Seite gestanden zu sein, stolz auf seine Gesinnung zu sein, ihretwegen verfolgt worden zu sein und durchgehalten zu haben. Sie ist offensichtlich so stark, dass der Gedanke, auch psychische Schäden davongetragen zu haben, weit von sich gewiesen wird. Eine Traumatisierung zuzugeben wird mit Schwäche gleichgesetzt, und Schwäche konnte auch Tod bedeuten.

Die Ehefrauen wussten und spürten, dass die Verfolgungen bei ihren Männern auch psychische Spuren hinterlassen hatten. Sie gingen darauf ein und halfen. So wurden sie – unbewusst – zu Therapeutinnen. Was wussten die Frauen von der Verfolgung der Männer, was erzählten die Männer von dieser Zeit? Die Antworten auf diese Frage ergeben ein differenziertes Bild, das zunächst so zusammengefasst werden kann: Vor allem in den ersten Jahren nach Kriegsende hat

keiner der Männer in der Familie aus der Zeit der Verfolgung berichtet. Wenn die Männer davon erzählten, dann außerhalb der Familie im Rahmen ihrer politischen Vortragstätigkeit. Nur in drei Familien wurde später offen über vergangenes Leid gesprochen, und in vier wurde jedes Gespräch darüber grundsätzlich vermieden. Auch wenn eine offene Erzählsituation ausblieb, so war doch das Wissen über Widerstandstätigkeit und Verfolgung immer vorhanden – bei den Kindern allerdings erst als Heranwachsende.

Es gibt mehrere Antworten auf die Frage, warum die Männer geschwiegen haben. Sie wollten vergessen, es war schwer bis unmöglich für sie, das Erlebte sprachlich zu vermitteln, und es war notwendig, sich schnell wieder in das Alltagsleben einzufügen. „Er hat es wollen vergessen, die Sache war für ihn abgeschlossen, net“. Wenn die Männer ihren Frauen, ihren Kindern nicht „alles“ erzählen wollten, so nicht deshalb, um ihnen etwas vorzuenthalten, sondern um sie zu schützen, um den Kindern möglicherweise nicht den Lebensmut zu verringern oder zu nehmen. Und die Frauen haben auf die Gefühle ihrer Männer sehr Rücksicht genommen, sie haben die unsichtbaren Grenzen des Erzählbaren gespürt. Sie spürten, dass weitere und eindringliche Fragen auch verletzen oder alte Wunden aufreißen könnten.

Es gibt aber auch die Aussagen von Ehefrauen wie „Ich wollt auch nichts hören.“ Die Frauen haben um das Leid ihrer Partner gewusst, aber sie wollten davon nichts hören – nicht in der Familie, im Zuhause, in der privaten Vertraulichkeit, muss hinzugefügt werden, denn bei öffentlichen Vorträgen waren sie ja dabei, dort haben sie zugehört. Nicht nachgefragt zu haben, nichts hören zu wollen, das löste jetzt bei manchen Frauen auch Schuldgefühle aus.

Es gibt noch eine Erklärung für das Schweigen der Männer: Widerstandskämpfer waren in der öffentlichen Meinung durch viele Jahre hindurch nicht anerkannt, wurden abgelehnt. Dass die Väter ihren Kindern nichts erzählt haben, kann auch in diesem Zusammenhang gesehen werden. Ein Kind eines Widerstandskämpfers zu sein, war in der Schule keine Auszeichnung, sondern eher eine Gelegenheit für MitschülerInnen – und auch für manche LehrerInnen – zu abfälligen Bemerkungen. Und davor wollten die Eltern sicher ihre Kinder bewahren. Es gab also einen „Pakt des Schweigens“ zwischen den Eheleuten. Die Rollen waren festgelegt: Der Ehemann der Schwei-

ger und die Ehefrau die Beschützerin, die Therapeutin, die Anteil nehmende ZuhörerIn – diese Rollenverteilung hat es den Männern auch möglich gemacht, mit ihren Erinnerungen zu leben und damit fertig zu werden und ihr Leben – nach ihren Vorstellungen – zu gestalten.

Im Zentrum meines Forschungsinteresses stand die Frage, welche Auswirkungen die traumatischen Erlebnisse der Männer auf die ehelichen Beziehungen hatten. Im vertrauten Gespräch mit der Interviewerin, von Frau zu Frau, manches Mal bei ausgeschaltetem Tonband, haben die Frauen von den besonderen Problemen, ihren Enttäuschungen, ihren Gefühlen erzählt. Im Vordergrund standen die Klagen über die Härte und Gefühlsarmut ihrer Männer, worunter sie all die Ehejahre litten. Erklärungen für Härte und Gefühlsarmut finden sich in der Literatur, in den Berichten von KZ-Überlebenden: Das Überleben der Männer in KZ und Gefängnissen hing sowohl von den physischen Voraussetzungen, als auch vom psychischen Zustand ab. Aus vielen Berichten wissen wir: Wer Schwäche zeigte, war verloren, wer Härte zeigte, hatte Chancen. Lange Zeit hindurch seinen Körper und seinen Geist unter Kontrolle halten zu müssen, keine Schwächen zeigen zu dürfen, diese Haltung hat sich wohl in dem Körper „eingeschrieben“. Das bedeutete aber auch, dass sich die Männer nach der Befreiung nicht sofort – vielleicht nie – verändert haben, sondern vielmehr, dass der Verfolgung adäquate Verhaltensweisen auch nach der Befreiung fortgesetzt wurden. Manche Männer der Gesprächspartnerinnen vermochten diese Panzerschicht nur schwer zu sprengen, was für ihre Frauen sehr schmerzlich sein konnte. Wenn eine Frau von ihrem Mann sagt: „Er ist ein Harter!“, dann meint sie zunächst seine Härte sich selbst gegenüber, vor allem was Gesundheit und Körperlichkeit betrifft. Anpacken, körperlich schwere Arbeiten mit einer Selbstverständlichkeit erledigen, in der Freizeit anstrengende Bergtouren unternehmen, gefährliche Steige bewältigen und anderes mehr. Hart waren manche Männer aber nicht nur sich selbst gegenüber, sondern Härte zeigten sie in manchen Situationen auch ihren Frauen gegenüber.

Wenn die Frauen über die Gefühlsarmut ihrer Männer sprachen, so geschah dies mit großen Schwierigkeiten, Blockaden und Leerstellen. Unter großer emotionaler Anspannung erzählten sie von den autarken Entscheidungen der Männer, von dem Alleingelassenwerden auch

in lebensentscheidenden Situationen wie Geburt oder Tod des Kindes, von vielen Kränkungen und großem Unverständnis. Nur wenige kleine Episoden berichten von der positiven Zuneigung der Männer – die aber sind sehr lebendig in der Erinnerung bewahrt: die „netten Gesten, die mir sagten, dass er mich doch gern hat“, die kleinen Geschenke, das Gelobtwerden vor anderen Leuten über fleißige Arbeit oder die herzlichen Widmungen auf Geburtstagskarten, die aufgehoben wurden.

Aber: Alle Gesprächspartnerinnen haben für das Verhalten ihrer Männer – und für ihre eigenen – eine Erklärung, besser eine Entschuldigung: „Wenn man weiß, was er mitmacht hat, entschuldigt man alles!“ Die Fähigkeit, vieles entschuldigen zu können und Verständnis zu haben, zählten und zählen zu den angeblich selbstverständlichen Pflichten einer Ehefrau. Von diesem Rollenbild sind auch meine Gesprächspartnerinnen – bis heute – geprägt. Sie fühlten sich aber besonders verpflichtet, Rücksicht auf ihre Männer zu nehmen, Nachsicht zu üben, Kränkungen zu ertragen und zu entschuldigen. „Du hast ihm alles entschuldigt! Denn wenn du weißt, was sich dort abspielt hat. Das möchte ich nicht erleben. Da entschuldigst du ihm alles und da hältst du zu deinem Mann!“ Mit dieser Erklärung finden die Frauen auch für sich selbst die Begründung, warum sie die Härte und den Egoismus ihrer Männer geduldig ertragen und sich nicht dagegen gewehrt haben.

Parteiarbeit

Noch eine andere Tatsache unterscheidet die Ehen der elf Frauen von anderen Ehen ihrer Zeit: Die meisten ihrer Ehemänner widmeten sich sofort nach der Befreiung aus KZ und Gefängnis intensiv der Arbeit in Parteiorganisationen, um ihre weltanschaulichen Ideale, für die sie ihr Leben eingesetzt hatten, im befreiten Österreich verwirklichen zu können. Die Mitgliedschaft und die Arbeit in der Sozialistischen und Kommunistischen Partei prägten das Leben der Männer auch nach 1945 – und auch das ihrer Frauen. Die Arbeit der Männer in den Parteiorganisationen bedeutete: Parteilösungen, administrative Arbeiten, Versammlungen am Abend, Vorträge – oft weit weg von Familie und Wohnort. Es war im wahrsten Sinn des Wortes eine rastlose Arbeit, die für Frau und Familie kaum Platz ließ. Leidtragende waren die Frauen. Besonders deutlich wird dies in den häufigen Erzählungen von einsamen Abenden, einsamen Wo-

chenenden, einem einsamen Jahr, wenn der Mann zur Schulung in Moskau weilte, oder vom Alleinsein bei der Geburt des Kindes. „Die Partei war wichtiger, da können’s nichts machen! Das hab ich akzeptiert!“, erklärt es eine Frau zwar energisch, aber auch resigniert. Trotz der oft schmerzlich empfundenen Situationen versuchten die Frauen für die Tätigkeiten der Männer Verständnis aufzubringen, auch wenn ihnen das sicher nicht immer leicht gefallen ist.

Es ist aber nicht nur leises Klagen, Verständnis, Entschuldigung, Loyalität, das den Erzählungen über die Parteitätigkeit der Männer zu entnehmen ist, sondern auch Stolz. Stolz auf die erreichte Funktion des Mannes in der Partei. Fast alle interviewten Frauen haben nicht nur an der Parteiarbeit ihres Mannes Anteil genommen, sie waren auch gleich nach Kriegsende selbst in den Organisationen – soweit es Berufs- und Hausfrauenarbeit zuließen – eingebunden. Partei und Familie – diese enge, fast untrennbare Verflechtung wurde im Leben der Gesprächspartnerinnen nicht nur negativ, sondern auch sehr positiv erlebt. Dies hängt nicht nur mit ihrer politischen Weltanschauung zusammen, sondern auch damit, dass die Partei durch die gelebte Gemeinschaft ihrer Mitglieder in mehrerer Hinsicht zur „Heimat“ wurde, in der man mit Gleichgesinnten auch die Freizeit und den Urlaub gestaltete.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1968 bedeuteten einen tiefen Einschnitt in das Leben der meisten Widerstandskämpfer, die der Kommunistischen Partei angehörten, und damit auch einen Einschnitt in das Leben ihrer Ehefrauen. Von den sieben kommunistischen Ehemännern wurden sechs aus der Partei ausgeschlossen – die Frauen sind freiwillig aus der Partei ausgetreten, als eine selbstverständliche, konsequente Folge ihrer Gesinnung und Haltung zur Partei – und natürlich auch aus Loyalität zu ihren Männern. Es ist für die Frauen wichtig, ausführlich von den beruflichen und vor allem psychischen Folgen der Ausschlüsse auf ihre Ehemänner zu berichten. Die Sprache reichte oft nicht aus, um Empathie, Mitleid auszudrücken: „Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, ich weiß nicht, ob Sie das verstehen? Mein Mann hat sich sehr gekränkt, damals!“ Die Sorge, wie „er“ den Ausschluss verkraften kann, das Mitleid mit „ihm“ – das steht nicht nur im Mittelpunkt der Berichte, sondern das war sicherlich auch die große Sorge der Frauen in dieser Zeit. In dieser Situation waren sich

die Frauen ihrer Rolle als Therapeutin wohl bewusst. Auf die Frage, wie sie persönlich mit dieser Situation, mit „ihrem“ Parteiausschluss fertig geworden seien, gab es durchwegs abwiegelnde Antworten, begleitet von beschwichtigenden Gesten, wie: „Es war schon schlimm, aber nicht so wie für ihn.“

Ein „besonderes“ Leben

Fasst man die Ergebnisse der Analyse der Interviews über die Ehejahre kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Auf die Frage, welche Eigenschaften, Charakteristika all meinen Gesprächspartnerinnen gemeinsam sind, gibt es zwei Antworten: Zum einen teilen sie das gesellschaftlich tradierte Rollenbild von der Frau, das sie als „selbstverständlich“ erfüllt haben – und das sie auch heute noch als richtig ansehen und nicht aufgegeben haben. Zum anderen ist es die Gewissheit, mit einem „besonderen“ Mann, mit einem Widerstandskämpfer viele Jahre verheiratet (gewesen) zu sein, der stets seiner Gesinnung treu geblieben ist. Dies erfüllt alle Frauen mit Stolz. Es ist der Stolz auf seine Charakterstärke, seine Solidarität, auf seine politische Arbeit, auf den Mut, das Durchhaltevermögen und die Durchsetzungskraft außerhalb des Ehelebens.

Dass sie durch ihre Beziehungen zu diesen „besonderen“ Männern auch „besonderen“ Belastungen ausgesetzt waren – besonderes Verständnis, Nachsicht, Entschuldigungen, Toleranz aufbringen mussten –, auch darin stimmen die Erzählungen aller Frauen überein. Und es klingt auch immer der Stolz auf sich selbst mit, dieses Leben mit dem besonderen Mann gut gemeistert zu haben, Stolz, vieles allein geschafft zu haben – und es berichtet auch vom Selbstbewusstsein, im Dasein für ihre Ehemänner eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Am Ende des Interviews waren alle Frauen über sich selbst etwas erstaunt: Vielleicht war ihr Leben doch nicht so unbedeutend, doch ein erzählenswertes? Es war ganz sicher ein „besonderes“ Leben, dem großer Respekt gilt.

Margarethe Anzengruber: Frauen von Widerstandskämpfern. Frauen erzählen von ihrer Ehe mit einem Widerstandskämpfer. Wien: new academic press 2013, 230 S., 28,00 Euro



Robert Neumann als Zeitzeuge

Gespräch mit Franz Stadler über den Nachlass des Schriftstellers

Hast du denn nie die Parodien gelesen?“, fragt Franz Stadler etwas erstaunt zu Beginn unseres Gesprächs über das von ihm herausgegebene, mehr als 900 Seiten umfassende Kompendium von Aufsätzen, Briefen und Nachlassmaterialien Robert Neumanns, dessen Lektüre mich den Autor in einem ganz neuen Licht sehen ließ, vor allem Antifaschismus, Exil, Judentum, aber auch die Geschichte des P.E.N. betreffend. Ich musste zugeben, dass ich weder „Mit fremden Federn“ aus dem Jahr 1927 noch „Unter falscher Flagge“ (1932) gelesen hatte. Parodien interessierten mich nie; und so traf auf mich zu, was Rudolf Walter Leonhardt 1975 in seinem Nachruf auf Neumann beklagte (Stadler zitiert ihn gleich zu Beginn seiner umfassenden Einleitung): „Zwei schmale Bändchen haben ein Lebenswerk von fünfzehn dicken Bänden begraben, fünfundzwanzig wohl, wenn alles gedruckt würde, was er, zum Teil auch für Zeitungen und Rundfunk geschrieben hat.“

Franz Stadler hat Neumann hingegen, wie er erzählt, sein ganzes Leben begleitet. „Die Parodien habe ich schon als Mittelschüler gelesen, später auch anderes, bis zu ‚Ein leichtes Leben‘, seine Autobiographie aus dem Jahr 1963. Um die 68er-Jahre herum habe ich ihn allerdings nicht mehr mögen, als er so komisch heitere Bücher geschrieben hat. Aus der APO-Zeit, in der ich wie viele andere konkret gelesen habe, sind mir in erster Linie die Auseinandersetzung mit der Gruppe 47 und die Aufdeckung, dass der damalige Bundespräsident der BRD, Lübke, an der Errichtung von KZs beteiligt war, in Erinnerung geblieben. Zwischenzeitlich hatte ich sogar vergessen, dass Neumann eigentlich ein Österreicher ist. In den 1980er Jahren las ich dann Klaus Amanns Monographie über die Geschichte des österreichischen PEN und entdeckte, welche besondere Rolle Neumann in diesem gespielt hat, als es nach dem Zweiten Weltkrieg darum ging, ihn unter Ausschluss der ehemaligen Nazis zu reorganisieren.“

Der Nachlass

Auf die Frage, wie er schließlich dazu gekommen sei, sich so eingehend mit Robert Neumann zu beschäftigen, erklärt Franz Stadler, dass er nach dem Ende der

Volksstimme als Tageszeitung, in der er als Kulturredakteur gearbeitet hatte, viel in Bibliotheken gesessen sei und im Zuge dessen entdeckt habe, dass der Nachlass Neumanns in der Österreichischen Nationalbibliothek liegt. „Seit den 1980er Jahren völlig unbearbeitet und in einem skandalösen Zustand. Als sich die Möglichkeit für ein Forschungsprojekt ergab, verband sich das für mich mit dem Gedanken, den Nachlass Neumanns zu bearbeiten.“

„Nun liegt zwar der Nachlass in der Nationalbibliothek und dieser ist auch ziemlich umfangreich“, erklärt Stadler weiter, „aber er beinhaltet beispielsweise nur die Briefe, die Neumann erhalten und nicht die, die er geschrieben hat. Aber gerade die waren mir ja wichtig. So musste ich schauen, wo überall sonst noch etwas von Neumann zu finden sein könnte. Im Deutschen Literaturarchiv Marbach wurde ich fündig, auch in der Preußischen Staatsbibliothek sowie im Archiv der Akademie der Künste in Berlin. Einiges ist im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern gelegen, in seinem Verlag und seiner Agentur in Zürich; letzteres ist in der Zwischenzeit in der Nationalbibliothek gelandet. Wichtig waren vor allem auch die BBC-Archive in der Nähe von London. Interessant wäre bestimmt auch das Archiv des internationalen P.E.N. gewesen, doch das wurde ja nach Houston, Texas verkauft. Aus dem Feuchtwanger-Archiv in Kalifornien habe ich ein paar Briefe bekommen. Bei Stefan Zweig in New York wäre vielleicht auch noch etwas zu finden gewesen; hinzufahren war mir aber nicht möglich; in diesem Fall erschien es mir aussichtslos, ein Reisestipendium zu beantragen.“

Ziemlich enttäuschend war, dass im Nachlass kaum etwas aus den Jahren vor 1937 vorhanden ist. Einiges hat Neumann wohl selbst verschlampt, und die Gestapo hat 1938 sein Umzugsgut in Wien beschlagnahmt. Auch aus der späteren Zeit fehlt manches, von dem ich im Laufe der Arbeit hoffte, es finden zu können.“

Radio gegen die Nazis

Auf die Frage, was denn für ihn im Zuge der Aufarbeitung besonders interessant gewesen sei, nennt Stadler als erstes das BBC-Archiv. „Was ich von dort habe, sind ja echte Erstveröffentlichungen. Dabei hat Neumann faktisch ja nur ein

Jahr für die BBC gearbeitet. Zuerst gab es lediglich den deutschen Dienst der BBC, mit einer kurzen Sendeleiste für Österreich. Dafür konzipierte Neumann eine Reihe ‚Ein Österreicher spricht zu Österreichern‘. Erst Anfang 1943 sind die Austrian Transmissions als eigener Sektor eingerichtet worden. Neumann verstand sich jedoch nicht mit dem für die britische Feindpropaganda zuständigen Politiker, Richard Crossman. Vor allem beklagte er, dass es den deutschen Sendungen zu sehr an sozialer und regionaler Differenzierung mangle, da Crossman zu sehr den preußischen Offizier als Ansprechpartner sehe. Und abgesehen davon betrachte die britische Propaganda Österreich nicht als eigenständige Nation. Das war noch vor dem Moskauer Memorandum.“

Auf die Bemerkung hin, Robert Neumann habe sich ja damals auch mit dem *Free Austrian Movement* überworfen, meint Stadler, jener habe immer und sehr konsequent seine eigene Meinung vertreten. „Zum Bruch kam es im November 1943. Neumann war als Präsident des Austrian P.E.N. ein sehr loyaler Bündnispartner des Free Austrian Movement, das 1941 gegründet wurde, und hat es ganz allgemein unterstützt. Er war einer der Redner bei dessen erster Großkundgebung im Jänner 1942 und er führte den Vorsitz bei der 1. Österreichischen Kulturkonferenz im August desselben Jahres. Er ging auch auf Distanz zu jenen Sozialdemokraten im Exil, die gegen das *Free Austrian Movement* wirkten.“

Im November 1943 hielt er dann auf einer Kundgebung anlässlich ‚25 Jahre Republik Österreich‘ eine Rede, in der er herzlich auf die Überwindung der Monarchie einging und darauf, wie der Große Faschist die kleinen Faschisten gefressen habe. Wenige Tage darauf erhielt er einen Brief, unterschrieben von der Sozialistin Marie Köstler und dem tschechischen Monarchisten Peter v. Albert, worin diese feststellten, die Exekutive des *Free Austrian Movement* bedauere es, dass diese Rede auf der Kundgebung gehalten worden sei, da sie der Einheit der Österreicher nicht förderlich gewesen sei. Neumann antwortete, dass auch er für Einigkeit sei, doch diese würde gerade verhindert, wenn man der dritten Garnitur der Reaktion hier einen Natur-

schutzpark einrichte. Es sei seine Überzeugung, dass die großen fortschrittlichen Bewegungen Österreichs geeint sein müssten, bevor man eine Zulassung der kleinen Gruppen der Reaktion auch nur in Erwägung ziehen dürfe. Deshalb müssten sich ihre Wege trennen.

Neumann war kein Kommunist, hat vielmehr nebenbei das eine oder andere Bösertige über Kommunisten gesagt und geschrieben. Aber er hat großen Respekt vor den Kommunistinnen und Kommunisten im Widerstand gehabt und hat sich auch immer gegen die Gleichsetzung von Kommunisten und Faschisten gewehrt. Er hatte ein sehr enges Verhältnis zu Bruno Frei, suchte für diesen nach 1968 sogar Publikationsmöglichkeiten in der BRD zu öffnen und er hatte offensichtlich auch ein gutes persönliches Verhältnis zu Ernst Fischer.“

Verhältnis zu Judentum und Zionismus

1967 kam es zu einer Auseinandersetzung Neumanns mit Erich Fried. Diesen kannte er gut aus dem englischen Exil und hatte sich auch sehr darum bemüht, dass dessen erster Gedichtband dort veröffentlicht wurde. Und nun hatte dieser in seinem „Gedichtzyklus zum Sechstagekrieg 1967“ geschrieben: „Den Geschlagenen habt ihr befohlen: / ‚Zieht eure Schuhe aus!‘ / Wie den Sündenbock habt ihr sie / in die Wüste getrieben / in die große Moschee des Todes ...“ Neumann konnte, wollte nicht glauben, dass kriegsgefangene Ägypter von den Israelis „heimgeschickt“ worden waren, nachdem sie ihre Schuhe hatten ausziehen müssen, weshalb viele in der Wüste elend zugrunde gingen.

Schließlich wandte er sich im Februar 1968 auch an die Schriftstellerin Elisabeth Freundlich in Wien, sie solle bei Ernst Fischer nachfragen, wie dessen Gespräch mit Erich Fried gelaufen sei, und sich auch mit dem israelischen Gesandten in Wien in Verbindung setzen und diesen zu einer Stellungnahme veranlassen. Da sich Fried auf Bilder berief, die im BBC-Fernsehen gezeigt worden waren, zog Neumann sogar in Erwägung, die BBC habe die Sequenzen stellen lassen. Von israelischer Seite wurde diese Tat später mitunter geleugnet, doch sie ist durch zahlreiches Foto- und Filmmaterial belegt.

„Robert Neumann war nie ein Zionist“, stellt Franz Stadler dazu fest, „aber er hat nach 1967 eine ziemlich proisraelische Position bezogen, die er – kurioserweise unter dem Einfluss Heinrich Bölls – später relativiert hat. Dabei ha-

ben ihn Fragen des Judentums schon früh immer wieder beschäftigt. Später hat er sich beträchtliche Feindschaft eingehandelt, weil er zum Philosemitismus à la Springer-Presse erklärte, dieser sei eigentlich ein weißer Antisemitismus. Auch innerhalb des PEN kam es zu Differenzen mit diversen jüdischen Gruppierungen. In seinem Roman ‚An den Wassern von Babylon‘, der 1939 im englischen Exil zuerst auf Englisch erschien, schilderte er durchaus auch problematische Juden, einen Bankier, der den Austrofaschismus unterstützt; oder auch wie ein jüdischer Boxer von seinem jüdischen Agenten aus Profitgründen betrogen wird. Es war dann auch die jüdische Gemeinde in Frankfurt, die 1961 verhindern wollte, dass Hörspiele von Neumann im Rundfunk gesendet würden. Übrigens wurden Neumanns Werke nie in Israel veröffentlicht.

Unter den Texten über Judentum und Israel, die Neumann geschrieben hat, war für mich der aus dem Jahr 1970 über Hans-Joachim Schoeps besonders interessant. Er schreibt darin, wie dieser in den 1930er Jahren den ‚Deutschen Vortrupp‘ ins Leben gerufen hatte, eine Organisation von national-deutschen Juden, die sich analog zur Nazi-Ideologie ihrerseits von allen undutschen Juden trennen wollten. Schoeps wollte ein jüdischer Ansprechpartner für Hitler werden und rief dazu auf, nicht aus Deutschland zu emigrieren. Für viele Juden war es dann zu spät, als sie erkennen mussten, welchem fatalen Irrtum sie aufgesessen waren. Schoeps selbst konnte allerdings rechtzeitig emigrieren, kehrte nach dem Krieg nach Deutschland zurück, wurde Professor in Erlangen und mit dem Adenauer-Preis ausgezeichnet, ohne seine politische Richtung grundsätzlich geändert zu haben. – Ich hatte nicht gewusst, dass es so etwas gegeben hat.“

Konsequenter Antifaschist

Im Jahr 1970 setzte sich Neumann in den *Blättern des Österreichischen P.E.N.-Clubs* unter dem Titel „Das mußte aufgeschrieben werden“ mit Aspekten der Geschichte der Schriftsteller-Organisation auseinander. So habe es 1933 einen internationalen P.E.N.-Kongreß in Ragusa (dem heutigen Dubrovnik) gegeben, auf dem gegen die Bücherverbrennung der Nazis protestiert worden sei. Dies habe in Österreich wiederum eine Protestaktion gegen die Protestierer ausgelöst. Nicht nur Nazis, sondern auch österreichische Schriftsteller, die es sich mit Nazi-Deutschland nicht verderben

wollten, seien aus dem P.E.N. ausgetreten, darunter Paul Zsolnay, aber auch Felix Salten, der bis dahin Präsident des Österreichischen P.E.N. gewesen war. Nach dem März 1934 übernahmen die Austrofaschisten den P.E.N. (Guido Zernatto wurde Präsident) und im März 1938 erlosch dieser gänzlich.

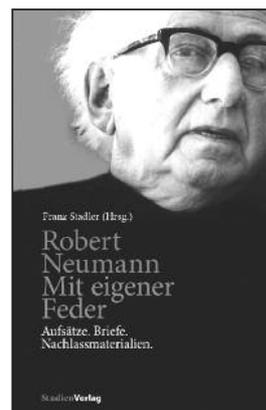
Ende 1938 gründete Robert Neumann in London analog zum deutschen Exil-P.E.N. den österreichischen Exil-P.E.N.; Ehrenpräsident war Franz Werfel, Präsident Neumann selbst, Ehrenmitglied Sigmund Freud. Dieser Exil-P.E.N. ermöglichte nicht zuletzt vielen, aber wie Neumann feststellte, nicht genügend österreichischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern, sofern sie entschiedene Antifaschisten waren, die Flucht nach Großbritannien.

Im Jänner 1946 beauftragte er dann Walter Hollitscher, den Sekretär des Exil-P.E.N., bei dessen bevorstehendem Wien-Aufenthalt prominente und ‚einwandfrei antifaschistische‘ Schriftsteller einzuladen, diesen über den Exil-P.E.N. in London zu berichten und die Rückführung des P.E.N. nach Wien einzuleiten, sofern keinem der Mitglieder die Wiederaufnahme verwehrt würde. Keine Aufnahme dürften hingegen die politischen und Karriere-Dissidenten von 1933 finden oder Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die sich später faschistisch kompromittiert hätten. Da diese Bedingungen angenommen wurden, löste sich der österreichische Exil-P.E.N. 1947 auf, als Überlebende erstmals wieder in Zürich zusammengetroffen waren.

Es war wohl die konsequente antifaschistische Haltung, Neumann hatte sie auch im internationalen PEN immer wieder an den Tag gelegt, die ihm – wie Franz Stadler meint – mitunter den Vorwurf, er sei ein Intrigant gewesen, eintrugen, nicht zuletzt auch seitens Hilde Spiels.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE HELMUT RIZY

Franz Stadler (Hg.): Robert Neumann. Mit eigener Feder. Aufsätze, Briefe, Nachlassmaterialien. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag 2013, 928 S., 49,90–



Willi Bredel und der Arbeiteraufstand in Österreich

HERBERT SCHNEIDER

Willi Bredel, der berühmte deutsche Arbeiterschriftsteller, dessen Todestag sich am 27. Oktober zum 50. Mal jährt, hat in seinen Romanen und Erzählungen die Geschichte des deutschen und europäischen Proletariats zwischen 1870 und 1950 in vielfältiger und eingängiger Weise dargestellt, so auch den österreichischen Arbeiteraufstand. Als Bredel 1934 aus dreizehnmönatiger KZ-Haft in Hamburg-Fuhlsbüttel entlassen wurde und nach Prag fliehen konnte, begann er, die Zeit seiner Inhaftierung in dem 1935 erschienen Roman „Die Prüfung“ zu verarbeiten. Der Roman, in dem zum ersten Mal das Leiden der im KZ Inhaftierten literarisch dargestellt wurde, enthält eine rund zehn Seiten lange Passage, wie die Nachricht vom österreichischen Arbeiteraufstand auf die KZ-Häftlinge gewirkt hat und wie dieser ihnen für einige Tage Hoffnung und Lebensmut gab.¹ Da sich Bredel zum Zeitpunkt des Aufstands noch in KZ-Haft befand und er die Reaktion auf die Nachricht aus nächster Nähe beobachten und an sich selbst erleben konnte, ist anzunehmen, dass die Darstellung, wie die Nachricht vom Arbeiteraufstand im KZ aufgenommen wurde, authentisch ist. Um dem Leser die Dramatik zu schildern, die die Ereignisse im KZ-Fuhlsbüttel auslösten, wird die zehne-seitige Passage in sehr verkürzter Form hier wiedergegeben. „In dies triste Gefangenendasein platzt eines Tages eine Nachricht, die mit einem Schlage jeden einzelnen hochreißt und mit neuen Hoffnungen erfüllt. Der Kalfaktor kommt und klopft leise. [...] ‚Hört mal her! [...] In Österreich soll die Revolution ausgebrochen sein! Erbitterte Kämpfe soll es geben. Bisher Hunderte Tote. [...]‘ Sekundenlang stehen alle atemlos da. Dann aber bricht es aus ihnen heraus, ein Durcheinander von Freudenausbrüchen, Fragen, Prophezeiungen und Hoffnungen wirbelt durch den Saal. ‚Wenn es soweit ist, dann greift es über!‘ ‚Jetzt müssen wir die Klamotten hinwerfen und streiken, die Wirtschaft lahmlegen. Die deutschen Arbeiter dürfen die Wiener nicht im Stich lassen!‘ [...] Nach Einschluß wird im Flüsterton bis tief in die Nacht diskutiert. Jeder fiebert nach weiteren Meldungen. Pläne werden geschmiedet. [...] Sechs Uhr morgens [...] Kesselklein wäscht sich die tätowierten

Arme. ‚Wenn du doran denkst, das vielleicht grad jetzt op de Faschisten ballern und du hier hockst un verschimmelst, dann kannst de Platze kriegen vor Wut!‘ [...] Aufregung und Unruhe werden immer größer. Einige benehmen sich



Willi Bredel (1901–1964)

ganz ausgelassen, werfen ihre Privatsachen zusammen und sagen zum Scherz, hinter dem sich die ernste Hoffnung nur schlecht verbirgt: ‚Sachen packen. Raus-treten zum Waffenempfang!‘ [...] Am nächsten Tag gelingt es dem Kalfaktor, eine Zeitung in den Saal zu werfen. Wie ausgehungerte Wölfe über ein Stück Fleisch, so fallen die Gefangenen darüber her. [...] ‚Blutiger Kampf um den Karl-Marx-Hof‘ [...] Der kleine Siebel hält krampfhaft die Zeitung in seinen zitternden Händen, liest und schimpft. ‚Diese Bestien, hört bloß mal an, die schießen mit Kanonen auf Arbeiterhäuser.‘ [...] Die Gefangenen sehen sich an. Jeder sucht im Gesicht des andern zu lesen. Jeder denkt: Es sieht nicht gut aus. Aber jeder schweigt. Am nächsten Tag kommt Zugang. Ein junger Metallarbeiter... Er bestätigt die unausgesprochenen Ahnungen: Der Aufstand der österreichischen Arbeiter ist niedergeschlagen. Auf dem Saal ist es ruhig geworden. Die lauten, erregten Diskussionen sind verstummt.“

Bredel ist mit dieser Darstellung ein außergewöhnliches Stück Literatur gelungen. Durch den Kunstgriff, die Ereignisse nur aus der Sicht von am Aufstand Unbeteiligten darzustellen, die sich je-

doch an der Sache selbst durch ihre eigene politische Position als Sozialdemokraten und Kommunisten beteiligt fühlen, setzt Bredel dem Aufstand ein ungewöhnliches literarisches Denkmal und beschreibt anhand der Reflexionen der Inhaftierten, wie der Aufstand zum Bestandteil des kollektiven Bewusstseins der Arbeiterbewegung wird. Bredel kann mit dieser indirekten Perspektive auch die unterschiedlichen Einschätzung von Sozialdemokraten und Kommunisten über den Aufstand vermitteln, indem er die Diskussionen über den Aufstand zwischen SPD- und KPD-Funktionären anhand der Frage darstellt, ob es zum Aufstand wegen oder trotz der Politik der österreichischen Sozialdemokratie kam.²

Eine Reihe von Romanauszügen und Erzählungen Bredels wurden in der kommunistischen Tagespresse Österreichs veröffentlicht. Die hier wiedergegebene Passage aus dem Roman „Die Prüfung“, die für eine Veröffentlichung aufgrund ihres Österreich-Bezugs hätte besonders attraktiv sein müssen, blieb dagegen bis 2014 in Österreich unveröffentlicht und tauchte erst, wenn auch um etwa die Hälfte gekürzt, in einer Sammlung von literarischen Zeugnissen zum Februaraufstand auf.³

Andere Österreich-Bezüge Bredels fallen weniger spektakulär aus, sollen aber der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt bleiben. Ein wichtiger Partner in Bredels Leben war der österreichische Literat und Publizist Hugo Huppert. Kennengelernt haben sie sich in Moskau 1934, die beiden fast Gleichaltrigen. Salopp beschrieb Huppert die erste Zeit mit Bredel in Moskau: „Ich fühlte mich schon verhältnismäßig alteingesessen und bummelte im milden Winter 1934–1935 gern als Bredels Cicerone dahin und dorthin mit dem heitersten, unterhaltsamsten Kameraden, den man sich wünschen konnte.“⁴ Beide arbeiteten dann für die Exilzeitschrift *Internationale Literatur*, beide hatten sich zuvor gegen die ablehnende Haltung Bechers durchsetzen müssen, was ihre Verbundenheit sicher stärkte. Und als Bredel in Moskau die Literaturzeitschrift *Das Wort* herausgab, lieferte Huppert eine ganze Reihe von Beiträgen. Auch nach 1945 blieb der Kontakt zwischen den beiden bestehen. Huppert besuchte Bredel gelegentlich in Berlin und beide waren Gast beim PEN-Treffen in Hamburg 1960.⁵

Und wenn es zunächst klischeehaft klingt, auch Bredel fühlte sich von Österreichs Bergen als begeisterter Wanderer angezogen. Als 21-Jähriger zog er gen Italien und durchquerte dafür zweimal Österreich. Aber Bredel ist eben Bredel und auch eine Wanderung kommt bei ihm nicht ohne Politik für die Arbeiterbewegung aus. Der ungewöhnliche Reiseverlauf sei anhand zweier Zitate Bredels kurz beschreiben: „1922 wanderte ich mit zwei meiner Kameraden, die gleich mir Mitglieder der sozialistischen Jugendbewegung waren, zu Fuß von Hamburg nach Venedig. In Padua und in Venedig erlebten wir den faschistischen Umsturz in Italien. [...] In den Tagen des allgemeinen Wirrwarrs verdanken wir es einigen besonnenen italienischen Polizeibeamten, dass wir den Händen der Schwarzhemden entrannen und per Schub mit einem Dampfer von Venedig nach Triest und von dort an die österreichische Grenze abgeschoben wurden.“⁶ An anderer Stelle beschreibt Bredel die schwierige Rückreise: „Wir mußten mittellos in mühseliger Fußwanderung durch Kärnten und Steiermark nach Wien marschieren, wo uns Parteifreunde halfen, nach Hamburg zurückzufahren. Diese Wanderjahre waren reich an Eindrücken und Erlebnissen; ich habe nicht nur in Deutschland, sondern auch in [...] den Alpenländern Sitten und Gebräuche und die Arbeiterbewegung kennengelernt.“⁷

Anmerkungen:

- 1/ Willi Bredel: Die Prüfung. Berlin, Weimar 1985⁴, S. 231ff.
- 2/ Ebd., S. 233ff.
- 3/ Erich Hackl/Evelyne Polt-Heinzl (Hg.): Im Kältefieber. Februargeschichten 1934. Wien 2014.
- 4/ Hugo Huppert: Schattenriss auf Kalkgrund..., in: *Sinn und Form*. Sonderheft Willi Bredel, Berlin 1965, S. 175.
- 5/ Ebd., S. 184.
- 6/ Willi Bredel: Blick in die Zukunft, in: *Sinn und Form*, 23. Jg. (1971), Nr. 3, S. 563f.
- 7/ Willi Bredel: Autobiographische Notizen, in: ders.: *Publizistik: Zur Literatur und Geschichte*. Berlin, Weimar 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Bd. 14), S. 36.

Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e.V. Hamburg

Die *Willi-Bredel-Gesellschaft* ging 1988 aus einer Bürgerbewegung für die Einrichtung einer Gedenkstätte im Torhaus des ehemaligen Konzentrationslagers Hamburg-Fuhlsbüttel hervor. Gegründet wurde sie von Widerstands-

kämpfern gegen den Faschismus und historisch interessierten Stadtteilaktivisten.

Der Hamburger Arbeiterschriftsteller Willi Bredel (1901–1964) war 1933/34 im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. Durch seinen dokumentarischen Roman „Die Prüfung“ wurde die Weltöffentlichkeit erstmals in literarischer Form über Unterdrückung, Leiden und Widerstand in einem KZ des Dritten Reiches informiert. Wie kein anderer Autor hat er die Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung geschildert und als Kommunist aktiv beeinflusst: als Betriebsrat, Redakteur und Partei- und Kulturpolitiker. Nach seiner Flucht aus Nazi-Deutschland hat er in Spanien und in der Sowjetunion in vorderster Front gegen die Faschisten gekämpft. Nach der Befreiung Deutschlands hat Bredel neben seiner Arbeit als Schriftsteller und Publizist maßgeblich zur Entwicklung einer demokratischen Kulturpolitik in der DDR beigetragen.

Heute ist die Bredel-Gesellschaft eine von 20 Hamburger Geschichtswerkstätten. Sie unterhält im historischen Eingangsgebäude des Sommerbades Ohlsdorf ein Büro, ein Stadtteilarchiv und eine Bibliothek zur Regionalgeschichte, zum antifaschistischen Widerstand und zur Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung.

Ein wichtiges Standbein der Vereinsarbeit ist das Engagement für eine kritische Aufarbeitung der Stadtteilgeschichte in Hamburgs Norden. Dazu führt die Bredel-Gesellschaft alljährlich zahlreiche Veranstaltungen (Vorträge, Zeitzeugengespräche, Exkursionen) und Stadteilrundgänge in den Stadtteilen Fuhlsbüttel, Ohlsdorf, Klein Borstel und Langenhorn durch. Seit 2010 ist ein weiterer Schwerpunkt hinzugekommen: die Erforschung der im Zweiten Weltkrieg hingerichteten und auf dem Friedhof Ohlsdorf bestatteten Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“ der Wehrmacht. Inzwischen koordiniert der Verein auch ein aus 22 Initiativen bestehendes „Bündnis für ein Hamburger Deserteursdenkmal“. Diese Initiative setzt sich dafür ein, dass das 1936 errichtete kriegsverherrlichende Kriegerdenkmal am Stephansplatz in Hamburgs Innenstadt im Sinne des Gedenkens an diese Opfer der NS-Wehrmachtsgesetze umgestaltet wird.

Die Bredel-Gesellschaft hat die letzten, weitgehend im Originalzustand erhaltenen Zwangsarbeiterbaracken Hamburgs gerettet und im Jahr 2003 nach langjährigen Sanierungsmaßnahmen darin ein kleines Museum zum Thema „Zwangsarbeit in Hamburg“ eröffnet. In den beiden erhaltenen Baracken erinnert

der Verein an das ehemalige Zwangsarbeiterlager des Gartenbaubetriebes Kowahl & Bruns und damit exemplarisch an das Schicksal der insgesamt etwa fünfhunderttausend Zwangsarbeiter, die in der Endphase des Zweiten Weltkrieges in der Hansestadt arbeiten mussten.

Jährlich gibt der Verein einen „Rundbrief“ heraus, der über die Aktivitäten des Vereins informiert und Forschungsergebnisse vorstellt. Zudem wurde im Laufe der Jahre eine Reihe weiterer Publikationen veröffentlicht; darunter der inzwischen vergriffene Titel „Fuhlsbüttel unterm Hakenkreuz“. Gerade erschienen ist das Hörbuch mit Bredels Erzählung „Der Opfergang“, gelesen von Rolf Becker. Durch Lesungen, Vorträge und Filmveranstaltungen widmet sich der Verein – oft in Zusammenarbeit mit Autoren und Verlagen, mit Hamburger Theatern oder Buchhandlungen – der Pflege des literarischen Erbes von Willi Bredel. In einer kleinen Ausstellung präsentiert der Verein in seinen Räumen nicht nur Ausgaben nahezu aller Schriften Bredels, sondern auch viele Erstausgaben, Autografen und Fotos sowie persönliche Gegenstände des Schriftstellers, u.a. seinen Schreibtisch und seine Schreibmaschine.

Im Juni 1996 ist es dem Verein gelungen, die Privatbibliothek Bredels, die im Schweriner Schloss eingelagert war, nach Hamburg zu überführen. Im Jahr 2008 konnte der Verein das *Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt* in Dortmund gewinnen, diesen Buchbestand als Dauerleihgabe zu übernehmen und der interessierten Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen – ein Service, den die Bredel-Gesellschaft mit ihren begrenzten Kapazitäten nicht zu leisten vermag.

Die Geschichtswerkstatt arbeitet ausschließlich auf ehrenamtlicher Basis und ist mit über 100 Mitgliedern eine der mitgliederstarken Geschichtswerkstätten in Deutschland. Die Mehrheit der Mitglieder sind Hamburger, die sich der Bredel-Gesellschaft wegen ihres geschichtskritischen Wirkens und wegen ihrer lokalen Aktivitäten angeschlossen haben. Aber im Verein sind auch zahlreiche Mitglieder aus anderen Bundesländern, die sich dem Erbe Bredels verbunden fühlen.

HANS MATTHAEI

Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e.V. Hamburg
Im Grünen Grunde 1, D-22337 Hamburg
willi@bredelgesellschaft.de
www.Bredelgesellschaft.de

Nachlässe zur österreichischen Arbeiterbewegung III

Der Nachlass Rosa Jochmann im Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung

Der 1959 gegründete *Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung* (VGA) mit Sitz im historischen „Vorwärts“-Haus an der Linken Wienzeile im V. Wiener Gemeindebezirk verwahrt nicht nur das offizielle Parteiarchiv der Sozialdemokratischen Partei Österreichs und der mit ihr verbundenen Organisationen (etwa das hochqualitative Archiv des Republikanischen Schutzbundes). Neben thematischen Sammlungen besitzt der Verein auch eine Sammlung von über 50 Nachlässen von prägenden Persönlichkeiten der österreichischen Sozialdemokratie, darunter auch jenen von Rosa Jochmann (1901–1994).

Geboren in eine Simmeringer Arbeiterfamilie und aufgrund der bestehenden sozialen Verhältnisse bereits im Jugendalter zum Lohnerwerb in einer Fabrik gezwungen, rückte Jochmann bald zu einer der führenden Funktionärinnen der SDAP auf: 1932 wurde sie leitende Frauensekretärin, kurz darauf auch das damals jüngste Mitglied des Parteivorstands. Im Austrofaschismus und Hitler-Faschismus setzte sie, entgegen der passiven Haltung vieler ihrer Parteigenossen, ihr politisches Engagement für die Sache der Arbeiterklasse als „Illegale“ fort, wofür sie von beiden Regimen verfolgt wurde (1935 Verurteilung zu einem Jahr schweren Kerkers, 1939–1940 Polizeigefangenenhaus Rossauer Lände, 1940–1945 KZ Ravensbrück). Nach der Befreiung im Mai 1945 blieb Jochmann der Sozialdemokratie treu; bis 1967 war sie Abgeordnete der SPÖ zum österreichischen Nationalrat, daneben fungierte sie als Mitglied des Parteivorstands, Frauenzentrasekretärin und Vorsitzende der sozialdemokratischen „Freiheitskämpfer“.

Jochmanns anlässlich ihres 100. Geburtstages 2001 an den VGA übergebener Nachlass spiegelt ein sozialdemokratisches „Leben“ im 20. Jahrhundert wider. In 70 Mappen, die durch ein umfangreiches Fotomaterial (37 Alben nebst weiteren Fotokassetten) ergänzt werden, versammelt der Nachlass die Korrespondenzen von Jochmann ab den frühen 1930er Jahren bis an ihr Lebensende, Manuskripte, Rededispositionen (ab 1945), Kalender, unveröffentlichte Interviews und „Ego-Dokumente“ ersten Ranges: Tagebucheintragungen, Erinnerungen, persönliche Aufzeichnungen.

Eine herausragende, gleichsam in der (ohnehin dürftigen) Forschung zu Joch-

mann noch unbekannt Quelle in diesem Zusammenhang stellt das Tagebuch ihrer Reise in die Sowjetunion im Jahr 1958 dar (Karton 5, Mappe 43, in leider nur unvollständiger maschinschriftlicher Transkription vorhanden). Jochmann, die großen Wert auf die internationale Vernetzung der österreichischen Arbeiterbewegung legte und dabei auch kommu-



Rosa Jochmann (1901–1994)

nistische Kontakte pflegte, wurde anlässlich eines Empfanges in der sowjetischen Botschaft von Sergej Georgijewitsch Lapin (Botschafter in Wien 1956–1960) eingeladen, die Sowjetunion zu bereisen. Nach entsprechender Rücksprache bei dem frisch amtierenden Parteivorsitzenden Bruno Pittermann trat Jochmann am 16. Oktober 1958 ihre dreiwöchige Reise in und durch die Sowjetunion an, die sie nach Moskau, Leningrad (heute: St. Petersburg), Stalingrad (heute: Wolgograd) und Baku führte.

Gänzlich vorurteilsfrei begegnet Jochmann dabei ihren sowjetischen Gastgebern, wobei sie abseits offizieller Termine in ihrem Aktionsradius völlig frei blieb, eingeschränkt lediglich durch den von ihr beklagten fehlenden „Orientierungssinn“ (Bl. 6) oder ihre Müdigkeit nach strapaziösem Tagesprogramm. Jochmann erweist sich im ganzen Verlauf ihrer Reise als ebenso interessierte wie aufmerksame Beobachterin ihrer neuen Umgebung. Erstaunt notiert sie die „Disziplinlosigkeit der Fußgänger“ (Bl. 5), die sie allerdings auf das nur geringe Aufkommen an Individualverkehr in den

Städten zurückführt. Wohlwollend äußert sie sich über den hohen Organisationsgrad der nicht berufstätigen Hausfrauen, die Patenschaften für Schulen, Kindergärten oder Altersheime übernehmen (Bl. 9). Baufällige Häuser neben schnell aufgezogenen Wohnbauten (Bl. 15) entgehen ihr ebensowenig wie die schlechtere Qualität der Schokolade (Bl. 22). Stets auf das Neue beeindruckend ist für sie jedoch die Offenherzigkeit, mit der ihr ihre sowjetischen Gesprächspartner durchwegs begegnen und die in schierem Gegensatz zum pejorativ konnotierten „Russenbild“ des gerade immer heißer werdenden Kalten Krieges zu stehen schien: „Die Liebenswürdigkeit ist unbeschreiblich, ebenso der Wunsch, dass man sie nicht schlechter werten soll, wie ein anderes Land.“ (Bl. 13) Insgesamt gewann Jochmann den Eindruck eines Landes im allgemeinen Aufbruch. Angesichts des Stellenwerts der Bildung und der Qualität der Ausbildung in der Sowjetunion hielt sie es daher für eine Frage der Zeit, bis der Sozialismus seinen großen Gegenspieler Amerika überflügeln würde, denn „in der Anzahl der herangebildeten Studenten und des überaus strengen Schulprogramms“ bliebe Amerika bereits hinter der Sowjetunion zurück (Bl. 18).

Von einer grundlegenden, gewissermaßen naturmäßig-genetischen Defizienz des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus, wie sie bürgerliche Ideologen gebetsmühlenartig zu Jochmanns Zeiten behaupteten und auch heute nach wie vor postulieren, ist in dem empirischen Befund in Jochmanns Tagebuch nichts zu finden. Nicht zuletzt aus diesem Grund wäre eine vollständige, fachgemäße Edition dieser Quelle ein lohnendes Unterfangen.

MARTIN KRENN

Hilfsmittel zum Bestand: *VGA, Register- und Bestandsverzeichnisse zur Nachlass-Sammlung: Nachlass Rosa Jochmann (auch online abrufbar: <http://www.vga.at/index.php?id=359>).*

Weiterführende Literatur:

Rosa Jochmann – eine außergewöhnliche Frau. Briefe, Fotos, Dokumente 1901–1993. Dokumentation des VGA. Wien 2008.
Steffek, Andrea: Rosa Jochmann – „Nie zusehen, wenn Unrecht geschieht.“ Ihr Leben und Wirken von 1901–1945 als Grundlage für ihre stetige Mahnung gegen Faschismus, Nationalsozialismus und das Vergessen. Wien 1999.

Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2014, 895 S., 39,99 Euro

Unter den zahlreichen Publikationen, die zum 100. Jahrestag der Entfesselung des Ersten Weltkriegs auf den Büchermarkt geworfen wurden, ragt das Werk von Christopher Clark in mehrfacher Hinsicht heraus. 2012 in London erschienen, gelangte die deutsche Ausgabe bis Anfang Mai 2014 200.000 Mal zum Verkauf; mittlerweile (August 2014) hält man bei der 16. Auflage; das Buch erntet bei den Rezensenten durchwegs hohes, fast schon hymnisches Lob; und der Autor bekam die Einladung, anlässlich der Eröffnung der heurigen Salzburger Festspiele, einer Versammlung, bei der der Geldadel samt seinen politischen Sachwaltern unter sich ist, den Festvortrag zu halten.

Dieser Erfolgslauf kann für ein Geschichtswerk als außergewöhnlich gelten. Verantwortlich dafür ist der gewaltige mediale Werberummel, aber nicht ausschließlich. Das Buch hat auch seine Qualitäten, die in der Art liegen, wie Clark das Thema behandelt. Die Julikrise 1914 war und bleibt ein dramatisches Ereignis, das historisch Interessierte zu fesseln vermag. Clark, ein Australier und seit 2008 Professor für Neuere Europäische Geschichte an der Universität Cambridge, beschreibt es in einem Stil, der angelsächsische Historiker generell vor anderen auszeichnet: ohne hochstapelndes, pseudogelehrtes Wortgeklingel, in solider, verständlicher und lebendiger Erzählweise. Die Liste der

eingesehenen Archivquellen und der verwendeten Sekundärliteratur ist imposant. Irgendwelche größeren sachlichen Fehler sind auch nicht zu entdecken. Die Weitschweifigkeit der Ausführungen stellt zwar den Kenner der Materie auf eine harte Geduldprobe, nicht aber den Laien, der Geschichte gerne als große Romanerzählung geboten bekommen will. Für ihn mag Clarks Buch eine Offenbarung sein. Wirklich neue Fakten sind darin, verglichen mit früheren Darstellungen der Julikrise 1914, jedoch nicht ausgebreitet. Es ist vielmehr die Interpretation der Abläufe, die an dem Werk als „innovativ“ gerühmt wird.

Clarks Buch zeichnet sich dadurch aus, dass es die These vom „Hineinschlittern“ aller europäischen Mächte in den Krieg wieder belebt, eine Auslegung, die gleich nach 1918 vor allem von der deutschen und österreichischen Geschichtsschreibung kultiviert wurde, und an der sie über Jahrzehnte hartnäckig festhielt. Es war der Hamburger Historiker Fritz Fischer, der 1961 diese These zerschlug, indem er in seinem Werk „Griff nach der Weltmacht“ die kriegstreiberische Rolle des deutschen Imperialismus mit seinen aggressiven Aspirationen auf 900 Seiten quellengesättigt und unwiderleglich aufdeckte. Dafür wurde er von den konservativen Fachkollegen als „Nestbeschmutzer“, „Kryptomarxist“ und „Übernehmer von DDR-Geschichtsklischees“ wütend attackiert.

Clark hingegen kehrt zum alten Schema vom „Betriebsunfall“ zurück, ja setzt noch eins drauf, indem er bei der „gerechten“ Verteilung der Schuld am Kriegsausbruch einerseits Deutschland

und Österreich-Ungarn milder, andererseits Serbien, Russland und Frankreich schärfer als üblich beurteilt. Speziell Serbien kommt schlecht weg und wird beinahe schon als „Schurkenstaat“ gezeichnet. Dieses Zurückfallen hinter den Stand der Erkenntnisse Fritz Fischers, seines Schülers Imanuel Geiss, Eric Hobsbawms und anderer findet in Deutschland und Österreich verständlicherweise Beifall.

Clarks Buch wird aber von britischer, amerikanischer und französischer Seite nicht minder gepriesen. Der Grund dafür liegt in der Gesamttendenz des Werks, in der dem bürgerlichen Verständnis von Geschichtsabläufen voll entsprechenden, rein personalistischen Betrachtungsweise. Clark zieht am Ende seines dickleibigen Bandes das Resümee, dass die Protagonisten von 1914 „Schlafwandler“ waren, „wachsam, aber blind, von Albträumen geplagt, aber unfähig, die Realität der Gräueltaten zu erkennen, die sie in Kürze in die Welt setzen sollten.“ (S. 718) Diese sehr unverbindliche, ja banale Deutung ist Labsal für jene, die die tieferen Ursachen historischer Entwicklungen gerne hinter der Nebelwand persönlicher Entscheidungen von gekrönten Häuptern, Diplomaten und Militärs verschwinden lassen wollen.

Clark kommt bei der Schilderung ihres Handelns, ihrer individuellen Eigenschaften, Affekte, Schwächen und Irrtümer nicht umhin, da und dort auch den Begriff „Imperialismus“ in den Mund zu nehmen. Er engt ihn aber auf die politische, vorwiegend außenpolitische Sphäre ein, auf Staatenkonkurrenz, Macht rivalität und nationalistisches Prestigedenken, auf Kategorien also, die immer schon kriegerische Machtpolitik bestimmten, 1914 ebenso wie in vorimperialistischen Epochen, etwa zu Zeiten Napoleons. Überdies werden bei ihm die nicht zu leugnenden ökonomischen Interessen als nur eine von mehreren quantitativen Komponenten im Sinne der „Faktoretheorie“ in dieses Motivationsbündel eingefügt. Ganz außer Betracht hingegen bleibt die neue Qualität des Imperialismus als monopolkapitalistisches Produktionsverhältnis, das alle gesellschaftlichen Bereiche von der Basis bis zum Überbau durchdrang.

Nationalistische Ideologien, Prestigedenken, sozialimperialistische Motive, militärische Präventivkriegspläne und andere Überbauerscheinungen bestimmten Formen, Ausmaß und Charakter imperialistischer Außenpolitik gewiss maßgeblich mit. Von den herrschenden Klassen

Neuerscheinung

Hans Hautmann: Der Erste Weltkrieg und das Entstehen der revolutionären Linken in Österreich

Eine kommentierte Dokumentation,
hg. von der Kommunistischen Partei
Österreichs

Wien: Globus-Verlag 2014
118 Seiten, 5,- Euro

Bestellmöglichkeit:
bundesvorstand@kpoe.at
Tel.: 01/5036580



aufgegriffen und entsprechend ihren Interessen modifiziert, wurden sie aber von der materiellen Basis hervorgebracht und bildeten deshalb *nicht* die wirklichen Ursachen imperialistischer Expansions- und Kriegspolitik. Diese lagen vielmehr in den Bedingungen der weitgehenden Monopolisierung der Wirtschaft, wodurch die erweiterte Reproduktion des Kapitals in ungleich höherem Grade als zuvor von der ständigen außenwirtschaftlichen Erweiterung der Absatzmärkte und Rohstoffreservoirs und der Steigerung des dazu erforderlichen Kapitalexports abhängig wurde. Der verstärkte ökonomische Expansionsdrang des Monopolkapitals nahm angesichts der abgeschlossenen Aufteilung der Erde und der Ungleichmäßigkeit der Entwicklung der kapitalistischen Staaten zunehmend aggressivere Züge an und forderte die politische „Einmischung“ des Staates heraus. Infolge der objektiven ökonomischen Entwicklungstendenzen waren die staatlichen außenpolitischen Maßnahmen zusehends enger, direkter und intensiver als zuvor mit unmittelbaren ökonomischen Expansionsinteressen einflussreicher Teile der Monopolbourgeoisie verknüpft. Politische Macht war viel weitgehendere als bisher mit ökonomischer Machterweiterung (und das hieß nun eben vor allem monopolistischer Machterweiterung) identisch, und ökonomische Machterweiterung in den nun erforderlichen Dimensionen verlangte ein viel unmittelbarer und umfassenderes außenpolitisches Engagement des Staates.

Die Entschlüsse der politischen Machtträger in den Julitagen 1914 entsprangen daher stets – und zwar höchst rational und nicht „schlafwandlerisch“ – einem übergeordneten Ganzen, einem System, nämlich den jeweiligen imperialistischen Interessen und Zielen. Und weil das heute nicht anders ist als einst, besteht das elementare Bedürfnis, die Verwurzelung imperialistischer Expansions- und Kriegspolitik in der monopolkapitalistischen Ökonomik in Abrede zu stellen, mit der Absicht, die Unschuld der kapitalistischen Gesellschaftsordnung an der Entstehung des Ersten Weltkriegs insgesamt zu behaupten.

Clarks Sichtweise, ein Verharren an der Oberfläche der Erscheinungen, muss daher Sympathie bei jenen erwecken, denen bohrende Fragen nach Schuld und Verantwortung des imperialistischen Herrschaftssystems für die größte Katastrophe, die die Menschheit bis dahin erlebte, ein ständiges Ärgernis sind.

HANS HAUTMANN



Alfred Klahr Gesellschaft

**BILDUNGSVEREIN DER
KPÖ STEIERMARK**

<http://bildungsverein.kpoe-steiermark.at>



Podiumsdiskussion und Symposium Die andere Geschichte des Habsburger- Reiches im Ersten Weltkrieg

14./15. November 2014 in Graz

KPÖ-Bildungszentrum im Volkshaus Graz, Lagergasse 98a, 8020 Graz

Freitag, 14. November 2014, 19.00

Podiumsdiskussion

100 Jahre Erster Weltkrieg – Eine Forschungsbilanz

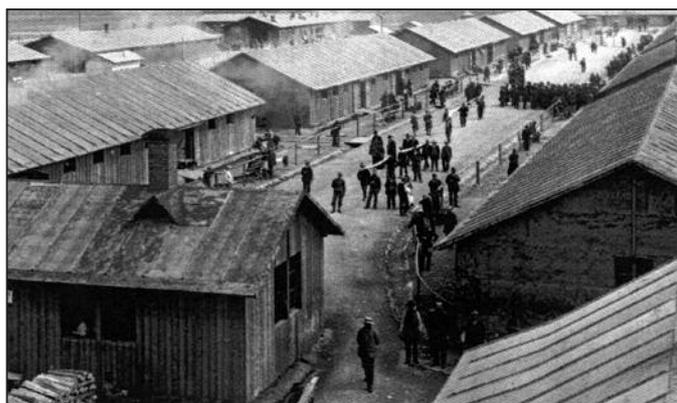
Univ.-Prof. Dr. **Hans Hautmann** (Alfred Klahr Gesellschaft, Wien)

Dr. **Anton Holzer** (Wien)

Univ.-Prof. Dr. **Manfried Rauchensteiner** (Universität Wien)

Ass.-Prof. Dr. **Heidrun Zettelbauer** (Universität Graz)

Moderation: Dr. **Christian Promitzer** (Bildungsverein der KPÖ Steiermark)



Samstag, 15. November 2014, 10.00–17.00

Symposium

Die Kriegsdiktatur in Österreich und ihre Auswirkungen

10.00 Begrüßung durch Dr. **Walther Leeb** (Alfred Klahr Gesellschaft) und **Claudia Klimt-Weithaler** (LtAbg., Landesvorsitzende der KPÖ Steiermark)

weibliche Handlungsspielräume in der Kriegsfürsorge

10.30 Univ.-Prof. Dr. **Hans Hautmann** (Alfred Klahr Gesellschaft): *Die österreichischen Staatsverbrechen im Ersten Weltkrieg – ein Überblick*

14.15 Dr. **Christian Promitzer** (Universität Graz): *Die K.u.K.-Militärverwaltung in Montenegro 1916–18. Kriegsgefangenenlager und Zwangsarbeit*

15.00–15.30 Kaffeepause

11.30 Hon.-Prof. Dr. **Wolfgang Neugebauer** (Wien): *Der österreichische Imperialist und Kriegstreiber Franz Conrad von Hötzendorf*

15.30 Mag. **Nicole-Melanie Goll** (Universität Graz): *Zwischen Flucht und Deportation. Die Ruthenen und das k.k. Zivilinterniertenlager Graz/Thalerhof*

12.30–13.30 Mittagspause

13.30 Ass.-Prof. Dr. **Heidrun Zettelbauer** (Universität Graz): *Mobilisierung an der Heimatfront:*

16.15 Dr. **Simon Loidl** (Alfred Klahr Gesellschaft): *Der Matrosenaufstand in Cattaro im Februar 1918 und seine literarischen Nachwirkungen*



Alfred Klahr Gesellschaft

Verein zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung

Buchpräsentation

Werner Pirker: *Dialektik der Konterrevolution* Schriften gegen Restauration und Weltordnungskriege



Der Kärntner Autor und Marxist Werner Pirker (1947–2014) hat den Zusammenbruch der sozialistischen Staatenwelt publizistisch intensiv begleitet und wie kaum ein anderer im deutschsprachigen Bereich systematisch analysiert.

In vier Kapiteln (Revolution und Konterrevolution, Von Krieg zu Krieg, Weltproblem Nahost, Die neoliberale Internationale) untergliedert, präsentiert das

Buch eine Auswahl von Werner Pirkers in der Berliner Tageszeitung *junge Welt* erschienenen Schriften.

Buchpräsentation mit
Franz-Stephan Parteder (KPÖ Steiermark) und
Hannes Hofbauer (*Promedia Verlag*)
Lesung: **Milan Obid**

Eine Veranstaltung der *Alfred Klahr Gesellschaft*
mit dem *Promedia Verlag*

Donnerstag, **16. Oktober 2014**, 19.00

Kulturcafé 7Stern **7★STERN**
Siebensterngasse 31, 1070 Wien

PROMEDIA



Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:
ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT
Präsident: Walther Leeb
Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer
MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Margarethe Anzengruber, Hans Hautmann, Martin Krenn, Simon Loidl, Hans Matthaei, Gerhard Oberkofler, Helmut Rizy, Herbert Schneider
Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien
Telefon: (+43-1) 982 10 86
E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at
www.klahrgesellschaft.at
Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S
P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

PSK 92023930, BLZ 60000
IBAN: AT 6660 0000 0092 0239 30
BIC: OPSKATWW

100 Jahre Erster Weltkrieg

*Eine Veranstaltung der
Alfred Klahr Gesellschaft*

Univ.-Prof. Dr. **Hans Hautmann**:
Die österreichischen Staatsverbrechen im Ersten Weltkrieg – eine Bilanz

Dr. **Simon Loidl**:
Der Matrosenaufstand in Cattaro im Februar 1918 und seine literarischen Nachwirkungen

Mittwoch, **26. November 2014**, 19.00
Kulturcafé 7Stern
Siebensterngasse 31, 1070 Wien

Symposium

„Die andere Geschichte des
Habsburger-Reiches im
Ersten Weltkrieg“

14./15. November 2014 in Graz
Programmablauf auf S. 31

Vereinigung österreichischer Freiwilliger in der Spanischen Republik 1936–1939



Gedenkfeier für Gerhard Hoffmann (1917–2014)

Am 9. Juli 2014 starb der Spanien-Freiwillige Gerhard (Gert) Hoffmann im Alter von 97 Jahren. Geboren am 9. Juni 1917 in Wien, wurde Hoffmann wegen Betätigung für den illegalen KJV im Februar 1937 verhaftet und zu fünf Jahren Kerker verurteilt. Nach der Februaramnestie 1938 ging er nach Spanien, um in den Reihen der Internationalen Brigaden zu kämpfen. Nach Ende des Spanienkriegs wurde er in Frankreich interniert. Nach seiner

Flucht aus dem Lager war er ab 1943 im französischen Widerstand aktiv. Im Herbst 1945 kehrte er nach Österreich zurück. Sein politisch stets waches Bewusstsein führte ihn 1985 nach Nicaragua, um dort als Brigadist den Aufbau des Landes zu unterstützen.

Lesung aus seinen 2009 erschienenen Erinnerungen „*Barcelona – Gurs – Managua. Auf holprigen Straßen durch das 20. Jahrhundert*“ mit **Ottwald John**

Donnerstag, **23. Oktober 2014**, 18.00
DÖW-Ausstellungsraum
Wipplingerstraße 6–8, 1010 Wien

